

Academia

Politik. Wirtschaft. Religion. Kultur.

Österreichisches Wörterbuch



4

Thomas Stelzer
im Interview

8

Vom Wahnsinn
des Sprachenderns

26

Glaube in den Medien
neu positionieren

AUSGESPROCHEN(?) ABGESCHRIEBEN?

Warum „unser“ Deutsch
immer mehr unter Druck gerät





**AUSGESPROCHEN (?)
ABGESCHRIEBEN?**

Ein Jahr ACADEMIA um 15 Euro
Das Jahres-Abo im Umfang von sechs Ausgaben kostet nur 15 Euro und kann per E-Mail an academia@oecv.at oder per Telefon unter +43-1-405 16 22 31 bestellt werden. Es genügt auch einfach eine Überweisung des Abonnement-Preises auf das Konto AT11 3200 0002 1014 5050 (Academia) unter Angabe der Zustelladresse.

4
**VOM RICHTIGEN AUGENMASS
IN SCHWIERIGEN ZEITEN**
Wilhelm Ortmayr

8
**DIE WAHNWELT DES
SPRACHGENDERNIS**
Engelbert Washietl

12
**SPRACHLOSIGKEIT GEDEIHT,
WENN KAUDERWELSCH
GENÜGT**
Wilhelm Ortmayr

16
**VON ADAXL
BIS ZWUTSCHKERL**
Alexander Purger

19
**DIE „DEUTSCHE“ SCHRIFT
VON DEN NAZIS VERBOTEN**
Gerhard Jandl

21
**„WERTEUNION“ UND
„ZWANGSSOLIDARITÄT“**
Herbert Kaspar

22
**GESTREAMTE GRÜSSE
VON ANNEGRET**
Alexander F. S. Putzendopler
und Wilhelm Ortmayr

26
**„EIN JOURNALIST
MUSS WISSEN,
WOVON ER REDET...“**
Lucas Semmelmeier

30
**MIT GLEICH GEPRÄGTEN
DAS SCHWEIGEN
ÜBERWINDEN**
Svetlana Kim-Pacher

33
**PRO UND CONTRA:
ALTER MESSRITUS**
Gerhard Jandl /
Felix Krieg / Christoph Fischer

36
**ERNEUT:
STERBEHILFE**
Gerhard Jandl

37
LESERBRIEFE
38
REZENSIONEN

LIEBE LESER!

„Genau den hab' ich mir gewünscht“, trötete ORF-Moderatorin Kristina Inhof einen Tag vor Drucklegung dieses Heftes in ein TV-Mikro und offenbarte damit zweierlei: Wie weit (nämlich bis zur Hauptabendshow) man es am Königberg bringen kann, ohne das Zeitwort wünschen (und sicher nicht nur dieses) korrekt konjugieren zu können – und wie gar nicht weit hergeholt Titel und Schwerpunkt dieser ACADEMIA sind.

Als ob Deutsch, wie fast jede in Europa gesprochene Sprache, nicht ohnehin schon genug Druck durch die Weltsprache Englisch bekäme. Jeder, der ein bisschen was zu reden hat, ist ein „Stakeholder“ und alles halbwegs Überdurchschnittliche ein „Ju-Ess-Bieh“.

Nein, wir richten unsere Muttersprache (in all ihren Facetten und Idiomen) auch noch

selbst zugrunde. Die einen durch leidige Genderei, worüber Engelbert Washietl (Rt-D) eingehend berichtet, die anderen, indem sie nur noch Bundesdeutsch sprechen, wie Alexander Putzendopler (Cl, Rd) und ich immer öfter feststellen müssen und folglich ergründen wollten.

Die halbe Bundeshauptstadt kauderwelscht Migrantensprech, den Gutmeinende vielleicht noch als Verkehrssprache durchgehen lassen – Deutsch ist es jedenfalls nicht. Selbiges wird auch immer weniger gefordert und gefördert, berichten zwei junge Germanistinnen über den Deutsch-Unterrichtsalltag in ihren Gymnasien. Und Wienerisch stirbt sowieso aus, beklagt mit einem weinenden und einem zwinkernden Auge Alexander Purger (Lp).

Stimmt das wirklich? War das Deutsch unserer Vor-

fahren geschliffener, wortreicher? Viele wissen es nicht, denn wir können „Kurrent“ kaum noch lesen. Die Nazis wollten sie nicht, die deutsche Schrift, und schafften sie vor 80 Jahren ab, so Gerhard Jandl (Kb, Ae).

Erfreulicheres gibt es aus der kirchlichen Medienwelt zu berichten. Die Katholische Medienakademie hat mit Simon Varga (DMW) einen neuen Leiter. Über seine Pläne und Ziele hat Lucas Semmelmeier (Rt-D) mit ihm gesprochen. Und Svetlana Kim-Pacher, eine junge Frau, die aus Usbekistan zugewandert ist, berichtet über Kurse, in denen Neubürger christlichen Glaubens Österreich besser kennenlernen und ein „Miteinander“ finden, das Einwanderern sonst oft fehlt.

Am Anfang des Heftes aber steht Politisches. Thomas Stelzer (Se) tritt erstmals an



der Spitze der Volkspartei zur Landtagswahl in Oberösterreich an. Im Interview mit der ACADEMIA skizziert er, wie er trotz Sparzwang in Sachen Bildung und Infrastruktur neue Schwerpunkte setzen möchte.

Eine interessante Lektüre und einen (weil gut geimpft) gesunden Herbst wünscht

Wilhelm Ortmayr (Lo, NdW)
Chefredakteur

Academia Ausgabe 5/2021 (September).

Medieninhaber: Cartellverband der katholischen österreichischen Studentenverbindungen (ÖCV). **Mit der Herausgabe beauftragt:** Gerhard Jandl.

Chefredakteur: Wilhelm Ortmayr. **Redaktion:** Florian Kamleitner, Lucas Semmelmeier, Herbert Kaspar, Gerhard Hartmann, Josef Schuster.

Layout: Stephanie Seiler. **Verlagsleitung:** Gerhard Jandl. **Redaktionsmanagement:** Felix Krieg.

Adresse (alle): Lerchenfelder Straße 14, 1080 Wien; +43 1 405 16 22-31; academia@oecv.at; www.academia.or.at.

Reproduktion/Druck: Print Alliance HAV Produktions GmbH, 2540 Bad Vöslau.

Fotos/Grafiken (sofern nicht anders angegeben): ACADEMIA-Archiv, ÖCV-Archiv, Adobe Stock, Pixabay, privat.

Cover: Stephanie Seiler (Adobe Stock). **Verkaufspreis:** EUR 3,00. **Abo:** EUR 10,00/Jahr (Studenten), EUR 15,00/Jahr (Normalpreis). **Verkaufsstellen:** Wien 8, ÖCV-Sekretariat, Lerchenfelder Straße 14; Wien 15, Trafik Lippa, Mareschgasse 32. Bruck/M.: Trafik Kamper, Herzog-Ernst-Gasse 23. Hartberg: Trafik Denkmeyr, Kirchengasse 6. Innsbruck: Trafik Wacker, Museumsstraße 38; Trafik Sezemsky, Brunecker Straße 1.

Hinweise: Beiträge, die die offizielle Meinung des ÖCV wiedergeben, sind als solche gekennzeichnet. Alle anderen Publikationen stellen nur die persönliche Meinung des Autors dar. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewährleistung übernommen. Redaktionell abgeschlossen am 1.9.2021.

VOM RICHTIGEN AUGENMASS IN SCHWIERIGEN ZEITEN

Bildung, Infrastruktur, Pflege und weiterhin ein Klima der Zusammenarbeit sind die Eckpfeiler der Wahlkampagne von Thomas Stelzer (Se et al.), der sich am 26. September erstmals als Landeshauptmann dem oberösterreichischen Wahlvolk stellt. Nur mit seiner Partei, so Stelzer im ACADEMIA-Interview, sei eine stabile Politik garantiert, die niemanden aus den Augen verliert und zurücklässt.



Covid hat die letzten eineinhalb Jahre der Legislaturperiode sehr geprägt. Wie gut hat Oberösterreich die Krise gemeistert?

Wir haben es sicher gut geschafft, vielleicht auch besser als manche andere Regionen. Und das, obwohl uns einige Wellen und Varianten doch

extrem gebeutelt haben. Wir sehen nun in den Senioren- und Pflegeeinrichtungen, welch großer Segen die Impfung ist, weil wir bei den Geimpften derzeit so gut wie überhaupt keine Fälle mehr haben. Wirklich geholfen hat uns dabei auch die sehr dezentrale Struktur unserer Spitäler und Pflegeeinrichtungen.

Und wirtschaftlich?

Corona hat uns getroffen, ohne Zweifel, aber wie jetzt die Erholung vor sich geht, ist fast ein kleines Wunder. Wir haben derzeit Rekordbeschäftigung in Oberösterreich, noch nie zuvor hat es so viele Erwerbstätige im Land gegeben. Und das, ob-

wohl wir aus der Krise noch gar nicht wirklich draußen sind. Das bedeutet: Wir sind schon ein sehr robuster Standort, dürfen uns aber darauf nicht ausruhen.

Robust, weil nicht zu sehr vom Tourismus abhängig, sondern eher industriedominiert?

Wir sind auf jeden Fall sehr breit aufgestellt. Natürlich gelten wir als Industrieland, das sind wir auch. Unser Glück ist aber, dass die Industrie nicht nur an einem Hotspot verankert ist, sondern in die Breite geht, teils in den Süden, teils ins Innviertel. Wir haben aber auch die eine oder andere interessante Mischung, wir sind im agrarischen Bereich gut aufgestellt und in einigen anderen Sektoren, aber wir müssen wachsam bleiben und die Entwicklung immer vorantreiben und den Erfordernissen der Zeit anpassen.

Aber die Pandemie hat sicher auch in Oberösterreich ein Loch in die Kassen gesprengt?

Das steht außer Zweifel. Wir haben zu meinem Amtsantritt vor vier Jahren begonnen, unser Budget immer ausgeglichen zu gestalten und Schulden abzubauen. Über eine halbe Milliarde konnten wir die Schuldenlast verringern, allein in den vergangenen zwei Jahren. Das

„Über eine halbe Milliarde konnten wir die Schuldenlast verringern, allein in den vergangenen zwei Jahren.“

hat uns uns vielleicht in die Situation gebracht, dass wir jetzt, als Antwort auf die Krise, schneller und kraftvoller investieren konnten. Aber natürlich haben auch wir nun

wie alle öffentlichen Kassen drastisch geringere Einnahmen. Trotzdem haben wir unsere Investitionsausgaben nicht gekürzt, denn gerade jetzt ist es dringend notwendig, in den Gemeinden und Bezirken die ökonomischen Impulse aufrecht zu erhalten. Wir haben sogar noch deutlich draufgelegt, mit dem „Oberösterreich-Plan“ im Ausmaß von 1,2 Milliarden. Da fließt Geld vor allem in jene Bereiche, wo wir glauben, noch stärker werden zu können.

Das bedeutet in Summe wieder Neuverschuldung?

Richtig. Wir müssen nun wieder neue Schulden aufnehmen. Das verlangt diese Ausnahmesituation. Es steht aber fest, dass wir, sobald die Einnahmen wieder Normalniveau erreichen, unseren Sanierungskurs fortsetzen werden. Die Ziele der Schuldenreduzierung bleiben also dieselben wie vor der Pandemie, lediglich der Zeitraum der Erreichung musste etwas

gestreckt werden. Zuversichtlich stimmt uns, dass die Konjunktur besser und schneller angesprungen ist als erwartet und dass die Prognosen für das Wirt-



Landeshauptmann Mag. Thomas Stelzer

*1967 in Linz, verheiratet, zwei Kinder
Matura am Kollegium Aloisianum Linz, 1985–1990 Jus-Studium an der JKU
Urmitglied der Severina, Bandinhaber von Maximiliana, Kürnberg, Austro-Danubia und Alpinia
Berufslaufbahn: Raiffeisenlandesbank Oberösterreich, Mitarbeiter im ÖVP Landtagsklub, Bildungsabteilung beim Amt der Oö. Landesregierung
Politische Laufbahn: 1991–1997 Mitglied des Linzer Gemeinderates, danach Landtagsabgeordneter; Obmann der Jungen ÖVP Oberösterreich von 1992–2001; ab dann acht Jahre lang neuerlich Mitglied des Linzer Gemeinderates und GR-Klubobmann sowie Geschäftsführer der ÖVP Oberösterreich; von 2009–2015 Klubobmann der OÖVP im Oö. Landtag, danach Landeshauptmann-Stellvertreter und seit 6. April 2017 Landeshauptmann.

schaftswachstum bei uns im Land etwas besser sind als im Bundesdurchschnitt.

Ein Wort zur politischen Bilanz: Was ist der von Ihnen geführten Landesregierung gut gelungen in den vergangenen Jahren?

Ganz wichtig für Oberösterreich ist, dass wir ein Klima des Zusammenhalts und des Miteinanders haben. Ich sage das nicht als Beschönigung oder aus Marketinggründen, sondern das gelingt uns wirklich. Ins unserer Landesregierung sitzen vier Parteien und wir fassen 97 Prozent der Beschlüsse einstimmig. Die-

ses Bestreben nach Miteinander honorieren die Menschen.

Eine meiner nächsten Fragen wäre eigentlich gewesen, ob nicht auch Oberösterreich wie sieben andere Bundesländer davor den Regierungsproporz bald abschaffen wird.

Offenbar ist daran nicht gedacht. Warum bewährt sich bei Euch, was andere als hinderlich eingestuft haben?

Wenn man sich das bisherige Jahr in der Bundespolitik vor Augen führt, was es da an gegenseitigem Hass, an Streitereien und Gezerre gibt, dann wird unser Modell der Zusammenarbeit von den

Menschen im Land durchaus als Gegenmodell verstanden, bei dem es auch Übereinstimmungen und Zusammenarbeit geben muss. Ich will das gar nicht verklären, aber ich denke, unser Modell wird von der Bevölkerung, also von den Wählerinnen und Wählern, auch als Aufforderung an die Politik verstanden: Setzt euch zusammen und bringt ordentliche Lösungen auf den Weg! Es gibt

forschung, um in den neuen Antriebs- und Energiespeicherformen tätig zu sein. Viel weitergebracht haben wir aber auch auf ganz anderen Ebenen, etwa im Pflegebereich oder für Menschen mit Beeinträchtigungen.

Oberösterreich hat seinerzeit sehr gekämpft für eine Medizin-Uni, wohin entwickeln sich eure Bildungsperspektiven nun?

„Ich denke, unser Modell wird von der Bevölkerung also von den Wählerinnen und Wählern auch als Aufforderung an die Politik verstanden: Setzt euch zusammen und bringt ordentliche Lösungen auf den Weg!“

da einen gewissen Rückhalt beim Souverän und daher hat das System der Allparteienregierung seine Berechtigung.

Ihr wart, wie bereits besprochen, bei der Budgetpolitik auf einem guten Weg, bis die Pandemie kam. Was würdest Du darüber hinaus als Erfolg verbuchen?

Wir sind im Forschungsbereich gemeinsam mit Unis, Fachhochschulen und Unternehmen in vielerlei Hinsicht gut weitergekommen und betreiben jetzt die Bildung eines großen Kompetenzzentrums für Wasserstoff-

Oberösterreich muss sich kompetitiv aufstellen, für uns zählt die internationale Messlatte, denn das Land erzielt zwei Drittel seiner Wertschöpfung aus dem Export. An dieser Benchmark müssen wir auch die Bildungslandschaft orientieren und sie breit und innovativ aufstellen. Die Möglichkeit, eine technische Universität gründen zu können, ist für uns ein wirklicher Meilenstein.

Ein ganz zentraler Punkt ist für Oberösterreich der automotiv Sektor. Da waren und sind wir stark und wollen folglich auch bei den massi-

ven Veränderungen, die sich dort abspielen, dabei sein. So stark unsere Betriebe und Forschungseinrichtungen bisher im Bereich der Komponenten für Verbrennungsmotoren waren, so stark müssen und wollen sie künftig im Bereich der neuen Antriebsformen bis hin zur Erforschung von Speichertechnologien, die nicht nur den Mobilitätsbereich wichtig sind sondern auch für den gesamten Energiebereich bis hinein in die Privathaushalte sein.

Der dritte Schwerpunkt heißt Digitalisierung – das wird ein wichtiges Thema für die technische Uni, aber Digitalisierung ist ja nicht nur ein technologischer Schritt. Hier ändern sich ganze Gesellschaftsbereiche, es beeinflusst die Fragen wie produzieren wir, wie kommunizieren wir, wie gestalten wir das tägliche Leben – es geht also um einen gesamtwissenschaftlichen Zugang. Und es geht um die junge Generation. Daher haben wir, über das hinaus, was der Bund macht, an den Schulen ein Programm laufen, damit der Digitalisierungsschub in allen Schultypen Platz greifen kann.

Digitalisierung ist aber auch eine infrastrukturelle Frage. Highspeed-Breitband von Klaffer und Sandl bis ins Gesäuse und nach Obertraun wird wohl eine Stange Geld kosten?

Für ein Flächenbundesland stellen sich da gewaltige Herausforderungen und wir sind leider noch nicht so gut

bei der Breitbandversorgung wie wir sein möchten. Daher haben wir vor kurzem nochmals ein Schwerpunkt-Paket geschnürt, wo wir in 200 Gemeinden gleichzeitig Projekte anstoßen.

Digitalisierung verändert unser Leben, unsere Arbeitswelt. Wird sie auch die Pendlerströme verändern und Verkehrsprobleme lösen?

Wir haben in den Lockdowns gesehen, dass hier vieles möglich ist. Nun werden die Erfahrungen durchleuchtet, einiges wird neu organisiert und ich glaube, gewisse Teile werden bleiben. Aber eben nur gewisse Teile, das sage ich ganz bewusst. Oberösterreich wird immer ein Pendlerland bleiben, man wird Straßen brauchen und man wird verbesserte öffentliche Verkehrsnetze benötigen.

Wo liegen da künftig die Schwerpunkte?

Wir haben mehr ÖV-Budget als Straßenbaubudget, dazu bekennen wir uns. Wir haben im Bereich der Landeshauptstadt ein Großprojekt vom Stapel gelassen, bei dem eine halbe Milliarde investiert wird. Es wird in Linz eine Schienenachse von Süd nach Nord bis zur Kepler-Universität geben, denn wir bauen unser Schnellbahnsystem von fünf auf sieben Linien aus, mittels Durchbindung der Mühlkreisbahn zum Hauptbahnhof und der Schaffung der neuen S7 Richtung Gallneukirchen und Pregarten. Zudem werden

die ÖBB die so genannten Nebenbahnen weiter betreiben und modernisieren. Große Aufgaben warten auch noch im Innviertel, wo es ja starke Pendlerströme Richtung Salzburg gibt.

Und der Straßenbau ruht?

Nein, da haben wir ein großes Thema an der S10, die nach Freistadt unvermittelt aufhört. Von tschechischer Seite kommt die Autobahn bis Wullowitz an die Grenze und diese Lücke von acht Kilometern müssen wir schließen. Ich bin froh, dass man in Wien das mittlerweile auch so sieht. Ganz ehrlich, das würde kein Mensch verstehen, wenn wir hier an einer leistungsfähigen Verkehrsachse ein Loch lassen. Das kann man auch mit Klimaschutz nicht argumentieren.

Wo siehst Du das

Alleinstellungsmerkmal Deiner Partei? Was bekommen die Wähler nur, wenn sie Dich und die ÖVP wählen?

Die kommenden Jahre werden schwierig. Da stellt sich die Frage, wem man es vertraut, mutige Entscheidungen zu treffen, die zukunftsorientiert sind, aber doch alle Menschen berücksichtigen und ihnen Sicherheit geben. Denn wir dürfen bei allem Notwendigen niemanden zurücklassen, wir müssen auf die sozialen Aspekte schauen und auch darauf, dass Kultur und Lebensqualität nicht zu kurz kommen – das hat uns immer gut weitergebracht in unserer Gesamtposition. Wir,



In der heißen Phase des Wahlkampfes fokussiert die ÖVP Oberösterreich ihre Kampagne ganz auf die Person des Landeshauptmannes und verknüpft mit ihm Werte wie Sicherheit, Vertrauen und Kontinuität. Zuvor hatte eine erste Plakatserie versucht, mit dem Slogans wie „Was für ein Land...“ oder „Was für Menschen...“ und dem Zusatz „Bleib so, Oberösterreich!“ eine positive Grundstimmung zu schaffen.

die ÖVP, haben bewiesen, dass wir fähig sind, die anstehenden Aufgaben mit gesamtgesellschaftlichem Augenmaß zu bewältigen. Das wissen die Menschen auch.

Es handelt sich um eine Landtagswahl, bei der es um ganz eigene Themen geht und bei der eigene Entscheidungen zu treffen sind. Das hat bei uns aber gute Tradition, denn am selben Tag wählen die Bürger und Bürgerinnen ja auch auf Gemeindeebene. Sie sind es also gewohnt, sehr gut zu unterscheiden und sie wissen, worüber sie entscheiden.

Covid hat unsere Gesellschaft verändert, ihr den Spiegel vorgehalten. Was hat die Pandemie Dich gelehrt – als Mensch und als Politiker?

Gravierend war zunächst diese Erschütterung unserer

Grundsicherheit, dass alles gut geht, dass wir nur nach vorne schauen und überlegen, was wir verbessern können. Das war schon eine tiefgreifende Erfahrung, dass plötzlich alles in Frage gestellt ist, dass man sich wegen nichts zu sicher sein darf und dass man umgekehrt dankbar sein muss für das, was unser normales Leben ausmacht.

Nachdenklich gemacht hat mich die Rolle und auch die Macht der Politik. Ich glaube, das hat auch viele Menschen beschäftigt. Politik ist in den Augen vieler ein bisschen Streiterei, um die man sich nur am Rand kümmert, die aber das eigene Leben kaum berührt. Und plötzlich entscheidest du als Politiker über die engsten Lebensbereiche der Menschen: wer arbeiten gehen darf, in welches Geschäft man gehen kann, mit welchem Verkehrsmittel

man fährt, wo man spazieren gehen und wer wen treffen darf. Du begreifst du als Politiker ganz neu, welche Verantwortung einem auferlegt wurde und wie sensibel man damit umgehen muss.

Enorm begeistert hat mich der gesellschaftliche Zusammenhalt. Natürlich gab es Kritiker, Gegner und Demonstranten, aber der Großteil der Bevölkerung hat mitgemacht und sich so solidarisch gezeigt. Das war schon sehr bemerkenswert und gibt mir auch viel Zuversicht.

Hat die Pandemie bewiesen, dass wir uns auf die Säulen unserer Gesellschaft verlassen können – auf die Familien, das Ehrenamt, die vielen Schlüsselkräfte, ...?

Wir konnten uns in der Pandemie darauf verlassen, dass diese Grundfesten unserer Gesellschaft funktionieren und wir haben in Oberösterreich bereits den nächsten Elchtest gehabt, bei einigen katastrophalen Unwetterereignissen Ende Juni und im Sommer. Da hat man wieder erlebt, wie die Feuerwehren geholfen haben bis zur völligen Erschöpfung, wie sehr die Familien zusammenstehen, wie sehr Nachbarn einander helfen und wie sogar die heimische Wirtschaft Enormes leistet, um Menschen, die im wahrsten Sinne des Wortes das Dach über dem Kopf verloren haben, rasch zu helfen. Das ist nicht alles selbstverständlich und man kann das nicht oft genug würdigen.

DIE WAHNWELT DES SPRACHGENDERNS

Das üppige Feld der deutschen Sprache ist fruchtbar, wird jedoch schon unerträglich lange Zeit durch feindliches Saatgut beschädigt.

ENGELBERT WASHIETL



Das sprachliche Gendern ist in zweifacher Hinsicht ein Fiasko. Die Betreiber dieser Zirkusnummer müssen einsehen, dass ihr künstliches Programm nach Jahren keinen Erfolg erzielt, sondern in chaotischen Verhältnissen ohne Ausweg steckt. Diejenigen aber, die das Kulturgut Sprache im Gegensatz zu den Gender-

Fanatikern begreifen und nicht ruinieren wollen, fühlen sich hilflos. Sie erhalten keinerlei Hilfeleistung von der Kulturpolitik. In der Welt anonymer Amtshandlungen kommt das Gegenteil heraus – es wird an Ecken und Enden gendert, wobei man verschweigt, dass bereits ein Heer von voll- oder halbberuflichen Serviceleuten zur

laufenden Kontrolle öffentlicher Gendertexte eingespannt ist. An den Universitäten und selbstverständlich auch an der Uni Wien fließen unter der Überschrift „Gender Studies“ die Frauen- und Geschlechterforschung samt Frauenförderung und Genderforschung zusammen, so dass man sich kaum ausrechnen kann, wie viel Steuer-

geld in Millionenhöhe allein für Gendern in deutscher Sprache aufgebraucht wird.

ENORMER DRUCK DER GENDERLOBBY

Der hoch angesehene Linguist Peter Eisenberg, der bis zu seinem Ruhestand in Potsdam gelehrt hatte, beklagte vor Kurzem und nicht zum

ersten Mal in der Tageszeitung „Welt“ unter dem Titel „Die Zerstörung des Deutschen“ und zieht finanzielle Bilanz: „Wir haben im deutschen Sprachgebiet über 200 Genderprofessorinnen. Wir haben wichtige öffentliche Einrichtungen wie die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD), die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Universitäten, einige Parteien, Gewerkschaften, Stiftungen und neuerdings auch Wirtschaftsbetriebe, die mehr oder weniger konsequent gendern. Und wir haben last but not least mächtige Pressure Groups in den öffentlich-rechtlichen Medien und kommunalen Verwaltungen, die keine Gelegenheit auslassen, ihr Anliegen als Ausdruck von Weltoffenheit, Diversität und Geschlechtergerechtigkeit unter die Leute zu bringen.“

Dass sich Menschen für sprachliches Gendern begeistern und bis zum Fanatismus steigern können, hängt wahrscheinlich mit der deutschen Gründlichkeit zusammen, die alle juristischen Eigenheiten inklusive Widersprüchen in endlosen Streitfällen gerichtlich testen lässt, bis ein anspruchsvoller rechtlicher Kodex beisammen ist, der Jahrzehnte und vielleicht Jahrhunderte festlegt, was gilt. Der Keim zum Gendern war rechtlicher Natur, weil gegen Ende des 20. Jahrhunderts parallel zum Feminismus immer mehr Frauen über Benachteiligung in der deutschen Sprache klagten.

Da ergab sich sofort spontanes politisches Handeln. Zunächst formulierten, gratis und unorganisiert, einsame Erfinder in ihren Enklaven Gebrauchsanleitungen ohne gemeinsame Absprache mit anderen Erfindern. Eine Art Kodex ist nie zu Stande gekommen. Am Werk waren und sind Einzelgänger, die sich für kreativ halten, aber selten über sprachwissenschaftliche Kenntnisse verfügen. Die Sprache ist ja auch kein wissenschaftliches Produkt, sondern Ergebnis einer unaufhörlichen kulturellen Sprachentwicklung.

Das Standard-Deutsch hat keine Vorbildfunktion wie einst die gepflegte Hochsprache, sondern lebt von der Verbreitung. Noch einmal Eisenberg: „Nur ein Standard garantiert, dass im muttersprachlichen wie im Deutschunterricht für Migranten eine Beherrschung derselben Sprache Lernziel sein kann.“ Ein Zitat aus der neuen Gendersprache zerstört den Standard und dessen Lernbarkeit: „Sprache gehört allen Sprecher*innen und Schreiber*innen, und alle, die sich aktiv am Sprachgeschehen beteiligen, verändern die Sprache mit.“

DER ANSATZPUNKT

In der deutschen Sprache hat sich eine Eigenheit entwickelt, die heute als „generisches Maskulinum“ bezeichnet wird. Das Maskulinum schließt beide Geschlechter ein. Wer zum Arzt geht, kann von einem Arzt oder

einer Ärztin behandelt werden. Schüler umfassen die Buben und Mädchen in der Klasse. Seit studierende Frauen an Hochschulen zugelassen werden, verteilen sich Studenten selbstverständlich in männlich und weiblich. Der österreichische Linguist Heinz-Dieter Pohl weist darauf hin, dass das grammatikalische Geschlecht (Genus) vom biologischen Geschlecht (Sexus) deutlich zu unterscheiden ist: „Denn das Genus klassifiziert Substantive in grammatikalischer Hinsicht (z.B. der Mensch, die Sonne, das Kind), der Sexus dagegen Lebewesen (der Vater, die Mutter bzw. der Stier, die Kuh). Ein gewisser Zusammenhang zwischen diesen beiden Klassifikationen besteht nur bei Lebewesen, wobei dies keineswegs allgemein ist wie der Vogel, die Meise, das Rind zeigen.“ In der Grammatik sind Lehrlinge so wie alle Bezeichnungen mit der Endung -ling männlich. Aber in der Realität sind auszubildende Frauen ebenfalls Lehrlinge.

en bloß „mitgemeint“ seien. Man kann nicht verschweigen, dass ein jahrhundertalter Vorrang der Männer vor den Frauen auch die Ausbildung des generischen Maskulinums erleichtert hat. Inzwischen sind im Zeitalter der weitgehenden Gleichstellung die Frauen längst nicht mehr „mitgemeint“, aber Feministen, egal ob männlich oder weiblich, finden darin ein Argument für sprachliches Gendern.

ZWEISTUFIGE ZUSPITZUNG

Die erste Entwicklungsstufe der Gendersprache betrieben in Österreich Frauen und Feministinnen. Johanna Dohnal (SPÖ), die seit ihrem Ableben 2010 von den Sozialisten noch heute wie eine Ikone der Frauenpolitik verehrt wird, wurde 1995 von Bundeskanzler Franz Vranitzky als erste Frauenministerin ins Kabinett geholt. Sie betrieb ihr emanzipatorisches Wirkungskonzept umfassend, so dass sie in den einzelnen Instrumenten ei-

„Die Feministen kritisierten das generische Maskulinum, weil die Männer sprachlich Vorrang hätten und Frauen bloß „mitgemeint“ seien.“

Die Feministen kritisierten das generische Maskulinum, weil die Männer sprachlich Vorrang hätten und Frau-

ner aktiven Gleichstellungs- und Antidiskriminierungspolitik die Breitenwirkung ersehnte.

In einem Kommentar warnte sie am 18.5.2005 in der „Presse“ vor Gleichstellungsrhetorik: „Wenn sich nun Frauenpolitik auf Mentoringprojekte, Ermunterungen, Appelle an die wirtschaftliche und soziale Eigenverantwortung und Gender-Mainstreaming zurückzieht und damit ihren emanzipatorischen Anspruch aufgibt, leistet sie keinen Beitrag in Richtung einer geschlechterdemokratischen Gesellschaft.“ Die unterschiedlichen Genderformen zur Hervorhebung der Frauen wie zum Beispiel LehrerIn oder WienerIn, KöchInnen mit Binnen-I oder Schrägstrich und sogar neue Wortformen wie MitgliederInnen oder Gästin, fanden in der Weiblichkeit zunächst Anklang, doch entfalteten die Erfinder immer neue schriftliche Gendermerkmale und auch inhaltliche Neuerungen.

Einen ideologischen Seitenweg schlug die Wiener Universität ein. 2019 wurde eine Leitlinie der Universität Wien unter der Abteilung Gleichstellung und Diversität und dem Rektorat für geschlechterinklusive Sprachgebrauch formuliert, die sich auf Geschlechtsidentität als Menschenrecht (Europäische Menschenrechtskonvention) abstützt. Damit wäre es aus mit der Betonung feministischer Anliegen. Es gilt in der zweiten Entwicklungsstufe primär „zu respektieren, dass manche Menschen weder ‚weiblich‘ noch ‚männlich‘ sind, und sie die Gleichstellung sprachlich zum

Ausdruck bringen. In der geschlechtlich konnotierten Ansprache wird keine zweigendernde Formulierung verwendet.“ Mann und Frau sind zurückgedrängt, weil für das fantasievolle „dritte Geschlecht“ Platz und Vorrang geschaffen werden sollen. Damit sollen alle Geschlechter integriert werden.

ZERSPLITTERTE LAGE

Umfragen in Deutschland und auch hierzulande lassen auf eine kritische Mehrheit gegen sprachliches Gendern schließen. Auch Frauen gehen auf Distanz, die Unbrauchbarkeit der schriftlichen Genderei ist ein wesentlicher Stein des Anstoßes. Prominente Persönlichkeiten bemühen sich, den Unfug zu offenbaren, nur eine Klasse schweigt in Österreich. Das sind die Politiker, während in Frankreich und in der Schweiz auch Politiker eingreifen.

Die Idee des Genderns spross vornehmlich auf links-grünem Boden, umso überraschender ist, dass sogar die links-alternative deutsche Tageszeitung „TAZ“ vor kurzem in einem Meinungsartikel das Ende des Genderns vorhersieht: „Die Idee, mit dem Gendersternchen eine schöne, diskriminierungsfreie Gesellschaft zu erzwingen, ist gescheitert. Dazu passt, dass die treibenden Kräfte vor allem an Universitäten und in Behörden zu finden sind. Sie geben Leitfäden zur geschlechtergerechten, diskriminierungsfreien Spra-

che heraus, die einen angemessenen Umgang empfehlen, in der Konsequenz aber aufgrund ihrer Vormachtstellung anordnen – man denke nur an den Duden, der seinen Ratgeber ungeniert ‚Richtiges Gendern‘ betitelt.“

Die vorläufig letzte Rechtschreibreform ist nach harten Kontroversen 1996 im gesamten deutschsprachigen Raum bis in die Schweiz, in Südtirol und im Elsass zustande gekommen. Was das Sprachgendern betrifft, wurde nie auch nur ein Versuch gemacht, auf gemeinsamer Ebene ein einheitliches Ziel anzustreben, weil nur singuläre Eiferer das auskochen, was manchmal auch „Genderwahnsinn“ genannt wird.

DER RÜCKZIEHER DES NORMUNGSINSTITUTS

Eine Episode passierte in Österreich, wo sich das Normungsinstitut „Austrian Standards“ vorübergehend

A 1080“ zu Papier gebracht wurde. Darin steckten auch vernünftige Passagen. Kaum lesbare Zeichen würden von Schülern und fremdsprachlichen Zuwanderern nicht bewältigt, heißt es darin. Aber im Oktober 2014 wurde nichts beschlossen, sondern das Komitee einfach aufgelöst, weil die Materie kein Fall für das Normungsinstitut sei. „Ein Normprojekt ist grundsätzlich nur dann möglich, wenn dazu ein breiter Konsens erzielbar ist“, erklärte die Direktorin des Instituts, Elisabeth Stampfl-Blaha, denn „Beim Thema ‚geschlechtersensibler Umgang mit Sprache‘ ist dagegen stark der Wunsch erkennbar gewesen, zu diesem Thema keine normative Empfehlung zu entwickeln.“ Wer da vielleicht auch politisch eingegriffen hat, wurde nicht verlautbart.

Sehr rasch kursierte ein offener Brief, um die ÖNORM zu retten, in dem auch steht,

„... dass ein minimaler Prozentsatz kämpferischer Sprachfeministinnen nicht länger der nahezu 90-prozentigen Mehrheit der Staatsbürger ihren Willen aufzwingen darf.“

der Sache annahm, ein Komitee einrichtete, das monatelang beriet und diskutierte, bis dann 2014 tatsächlich ein Konsens namens „ÖNORM

dass ein minimaler Prozentsatz kämpferischer Sprachfeministinnen nicht länger der nahezu 90-prozentigen Mehrheit der Staatsbürger

ihren Willen aufzwingen darf.“ Der Schlussabsatz lautet: „Der Entwurf der ÖNORM A 1080, der die öffentliche Debatte zu diesem Thema ausgelöst hatte, präsentiert einen Vorschlag, der die feministischen Anliegen maximal berücksichtigt, aber andererseits eine Rückkehr zur sprachlichen Normalität ermöglicht. Die Unterzeichnenden, (darunter viele namhafte Universitätsprofessoren, Anm.) plädieren daher mit Nachdruck dafür, diesen Entwurf auch auf höchster politischer Ebene zu unterstützen und zur Grundlage der Textgestaltung im öffentlichen Bereich zu erklären.“

ORF, ARD UND ZDF CONTRA NACHRICHTENAGENTUREN

Es rührte sich jedoch nichts außer manchenorts Empörung. Man muss sieben Jahre danach noch die Eigenmächtigkeit des Duden-Verlags einflechten, der im Jänner 2021 publik machte, dass er ein digitales Wörterbuch mit Tausenden Personen- und Berufsbezeichnungen in weibliche und männliche Formen aufschlüsselt, was auf den Umbau der deutschen Sprache und die Abschaffung des generischen Maskulinums hinausläuft.

Der Verein Deutsche Sprache e. V. kämpft seit dem Duden-Alleingang mit laufenden Nachrichten gegen das Gendern und den Duden. „Indem er diese Grundsätze missachtet, ist der Duden auf dem Weg, seine Rolle als Standard-Referenzwerk für das Deutsche aufzugeben.“



„Indem er diese Grundsätze missachtet, ist der Duden auf dem Weg, seine Rolle als Standard-Referenzwerk für das Deutsche aufzugeben.“

Inzwischen hat sich der ORF bemüht, in Radio und Fernsehen akustisch zu gendern, um die weiblichen Personen besonders zu betonen, wobei oft unklar bleibt, ob nur Frauen oder beide Geschlechter gemeint sind. So verlautbarte die ZiB1 am 18. August in einem Beitrag zur geplanten Pensionserhöhung eine halbe Wahrheit: „Die Hälfte der 2,4 Millionen Seniorinnen bekommt pro

Monat weniger als 1328 Euro brutto.“ Den männlichen Pensionisten, die in den genderten „Seniorinnen“ stecken sollten, wird es nicht besser gehen. Abgesehen von dieser Verwechslungsmöglichkeit missbraucht der ORF seine Macht, um dem zum Gebührenzahlen gesetzlich verpflichteten Publikum ungefragt das neue Sprachsystem aufzuzwingen, das die ORF-Berichterstattung beeinträchtigt.

Parallel geben sich öffentlich-rechtliche Anstalten in Deutschland der Gender-Mode hin. Dem ZDF gelang sogar, die frauenfeindlichen Taliban Afghanistans zu gendern und zu schreiben: „Die Islamist*innen ziehen in immer mehr afghanische Städte ein“.

Nachrichtenagenturen, die die Zeitungen beliefern, schwenken einschließlich der „Austria Presse Agentur“ (APA) hingegen bereits ein. Da sie besondere Rücksicht auf die Lesbarkeit der geschriebenen Sprache nehmen müssen, verkündete die APA, dass sie bis auf Weiteres auf störende Sonderzeichen wie Genderstern, Unterstrich, Doppelpunkt oder Binnen-I verzichten wird. Fast könnte man sagen, dass sie beim Standpunkt des Normungskomitees mit seiner in die Luft gesprengten ÖNORM A 1080 angekommen sei.



Dr. Engelbert Washietl (Rt-D)

ist Sprecher der „Initiative Qualität im Journalismus (IQ)“. Er war langjähriges Redaktionsmitglied der „Presse“, stellvertretender Chefredakteur der Tageszeitung „Wirtschaftsblatt“ und Chefredakteur der „Salzburger Nachrichten“.



„Man müsste spätestens im Alter von vier Jahren im Kindergarten mit massiver Sprachförderung beginnen.“

obwohl die noch nicht so lange zurück liegt. Älteren Kollegen stellt man diese Frage besser gar nicht.

Die Literaturauswahl etwa kann mit seinerzeitigen Standards nie und nimmer mithalten. „Bei uns rutscht beispielsweise Christine Nöstlinger immer weiter in höhere Unterstufenklassen“, berichtet Kutscher. Anspruchsvollere Texte werden den heutigen Schülern erst ab der Oberstufe zugemutet – und selbst da ergeben sich in ihren Klassen massive Verständnisprobleme. „Der Aufwand im Vergleich zu früher ist enorm.“

Folgende Defizite werden von den Germanistinnen besonders deutlich wahrgenommen, auch wenn sie in den Schulen mit geringem Migrantenanteil seltener vorkommen (nur bei 5 bis 15 Prozent der Schüler):

- Leseverständnis und flüssiges Lesen: Einige Schüler der 1. Klasse AHS können nicht sinnerfassend und flüssig lesen.
- Geringer Wortschatz erschwert das Leseverständnis, es gibt große Defizite im mündlichen und vor allem schriftlichen Ausdruck.

- große Defizite in der Sprach- und Schreibrichtigkeit: Grammatikfehler, die typisch für Zweitsprachler sind, Rechtschreibung oft mangelhaft, manchmal deutlich verstärkt durch Leserechtschreib-Schwäche.

DEUTSCH IN DEN HOTSPOTS: ZU WENIG UND ZU SPÄT

Die Frage, woraus all diese Probleme resultieren, ist eindeutig zu beantworten – den Verantwortlichen ist die Problemanalyse defacto auch seit Jahren bekannt: Viele Schüler in Wien (aber auch in anderen urbanen Ballungsräumen) beherrschen beim Schulantritt Deutsch viel zu schlecht. Man müsste

spätestens im Alter von vier Jahren im Kindergarten mit massiver Sprachförderung beginnen (zwei verpflichtende Kindergartenjahre mit gut ausgebildeten und bezahlten Elementarpädagogen mit ausgezeichneten Deutschkenntnissen). „Es werden Jahre verschenkt, die später nicht mehr nachzuholen sind. Es ist schlichtweg ein Skandal, dass man jahrzehntelang zuschaut, wie hier Geborene mit Deutschkenntnissen aufwachsen, die recht und schlecht zur Alltagsbewältigung reichen“, kritisiert Kutscher die Tatenlosigkeit der Politik. Wer ein Problem ignoriere, weil er es nicht klar benennen möchte, müsse sich schon fragen lassen, ob er es mit Integration und

Jeder Ausblick zählt

€ 100,-
FRÜHBUCHERBONUS
bei Buchung bis 30.09.2021

€ 75,-
FRÜHBUCHERBONUS
bei Buchung bis 30.11.2021



**Auf den vier schönsten Flüssen:
Rhein, Neckar, Mosel, Saar**

**FLUSSKREUZFAHRT MIT DER MS CASANOVA
08.06. – 15.06.2022**
Flug ab/bis Wien
Vollpension, Ausflugspaket
Reisewelt-Reisebegleitung ab

1.949,-

Von Saarbrücken über Heidelberg nach Stuttgart

Informationen: Dr. Helmut Zehmann v/o Hermes, Am
02262/63977 oder 0676/3045855 helmut.zehmann@aon.at

Jetzt Auszeit nehmen!
reisewelt.at

Chancengleichheit politisch wirklich ernst nehme, so die Wiener Germanistin.

Die Volksschullehrer sind (wenig überraschend) völlig überfordert mit den herrschenden Bedingungen. Denn sie sollten nicht nur die gravierenden Deutschmängel beheben, sondern auch Erziehungsaufgaben übernehmen, die von Eltern nicht wahrgenommen werden – von Stift halten bis Schuhe binden. Sinnvoll und dringend notwendig wären daher für die Volksschulen:

- kleinere Lerngruppen,
- mehr Personal für Brennpunktschulen
- eine den tatsächlichen Anforderungen entsprechende Ausbildung
- bessere Bezahlung

Dass die „Deutschklassen“ und Deutsch-Förderstunden ins ideologische Fahrwasser geraten sind, finden viele Germanisten bedauerndswert. Diese Stunden hätten nichts mit Stigmatisierung, mangelnder Inklusion oder Ausgrenzung zu tun. Auch die Schüler, die solche DAF-Stunden besuchen, würden sich nicht ausgeschlossen fühlen, berichten Kutscher und Holzmann unisono. „Die wissen am besten, dass man eine Sprache nicht (nur) im Vorbeigehen während der Pause lernt.“

DEFIZITE WERDE WEITERGETRAGEN

Die Probleme der Volksschulen und ihre Folgen

setzen sich zunehmend in den Gymnasien fort. Denn wo immer in Österreich es ein solches gibt, wird es für die nähere Umgebung fast zur Gesamtschule. Was jedoch fehlt, sind jene Maßnahmen der Differenzierung und zusätzlichen Förderung, die eine Gesamtschule angesichts des höchst unterschiedlichen Ist-Standes der Schüler dringend bräuchte. Diese enorme Breite stellt die Lehrerschaft, noch mehr aber einen Teil der Jugendlichen, vor erhebliche Probleme. Viele Schüler und Schülerinnen sind mit dem Lernstoff und den Anforderungen massiv überlastet. Sie brauchen viel Nachhilfe, müssen Klassen wiederholen, erleben Schule als frustrierend und spüren zudem hohen familiären Druck. Den kennt auch Caroline Holzmann. Etwa jeder achte Schüler ihrer Schule sei massiv überfordert. „Zu uns kommen Kinder, die haben in der vierten Volksschulklasse einen Einser in Deutsch, trotz klarer Leseschwäche. Der Druck der Eltern auf die Lehrer und die eigenen Kinder ist enorm.“

SPRACHARMUT IST AUCH INLÄNDISCH

Gerade an ihrer Schule erlebt Michaela Kutscher, dass das geringe Niveau des Deutschunterrichtes längst nicht nur ein Integrationsproblem ist. Auch Schüler ohne Migrationshintergrund leiden häufig an Deutschdefiziten. Ihr Wortschatz ist erschreckend gering, der Sprachaufbau einfachst, es mangelt

an grundlegenden Grammatikkenntnissen. Besonders betroffen sind Kinder aus bildungsfernen Familien beziehungsweise jenen, die sich zu wenig um die sprachliche Förderung der Kinder kümmern.

Für sie alle bietet das „System Schule“ immer weniger Unterstützung. Die mangelnden sprachlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten aus der

mangelnden Grammatikkenntnisse das Erlernen der ersten Fremdsprache zusätzlich erschweren, andererseits, weil das Entwicklungsfenster zum leichten Erlernen von Sprache kein sehr großes ist.

Gerade bildungsbenachteiligte Schüler bräuchten laut Michaela Kutscher deutlich mehr sprachliche Förderung. In den Lehrplänen und Stundentafeln bildet sich jedoch



„Die mangelnden sprachlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten aus der Volksschulzeit später in der AHS-Unterstufe noch wettzumachen, ist erfahrungsgemäß äußerst schwierig.“

Volksschulzeit später in der AHS-Unterstufe noch wettzumachen, ist erfahrungsgemäß äußerst schwierig. Zum einen, weil der Fächerkanon ein sehr breiter ist und die

das Gegenteil ab. Der internationale Trend zur Betonung der MINT-Fächer und die spezielle Situation Österreichs als Einwanderungsland („Keine Pflegekraft und kein

Techniker von morgen soll an der Deutschmatura scheitern“, tönt es seit Jahren aus dem Ministerium) machen Deutsch zu einem Fach neben vielen anderen. „Bereits ab der Unterstufe sollen Schüler zu funktional denkenden Computeranwendern gemacht werden, deren Aufmerksamkeit sich auf schnell ablesbare Daten beschränkt.“ Das unattraktive Training des „langen Atems“ werde vernachlässigt, kritisiert Holzmann und fügt hinzu: „Wir müssen auch aufpassen, dass den Kindern die Handschrift nicht abhanden kommt, wenn sie immer mehr am Computer lernen müssen“.

LITERATUR IST ABGEMELDET

In der AHS-Unterstufe wird vier Stunden pro Woche Deutsch unterrichtet, in der Oberstufe drei. Früher war es eine Wochenstunde mehr. Kein Wunder also, dass Literatur eine immer geringere Rolle im Deutschunterricht spielt. „Ist sie nicht nützlich

genug?“, fragt Michaela Kutscher und verweist auf Italien, wo es nicht nur mehr Italienischunterricht, sondern in der Gymnasialoberstufe sogar ein zusätzliches Fach „Italienische Literatur“ gibt.

Österreich hingegen verwirkt mit der zunehmenden Ignoranz der Literatur die große Chance, Kindern, egal welcher Muttersprache, die Sprache näher zu bringen. Es bräuchte in allen Gymnasial-Schulstufen mehr Zeit, um viele und lange Texte zu lesen und darüber detailliert zu sprechen. Damit würde so viel mehr als „nur“ die Sprache trainiert werden, ist Holzmann überzeugt.

Stattdessen wird der Zugang zu Literatur von großer Sensibilität (um nicht zu sagen Wehleidigkeit) bei Themen und Inhalten geprägt. Die Lektüre von „Superhenne Hanna“ beispielsweise erzeugt bei manchen Erstklässlern angeblich Angst, was die Eltern „heitere“ Lektüre fordern lässt. Wie überhaupt

der Deutschunterricht Kontroversen immer schwerer aushält. Man meidet heikle Inhalte, will allen gefallen. Die Themen kreisen immer nur um „Klima, Frauen, Bibliotheken und Bildung“.

Übertrieben werde stattdessen der Umgang mit den maturarelevanten Textsorten. Für Holzmann verkommt der Deutschunterricht „spätestens ab der 7. Klasse zu einem Trainingslager für Texte nach Schema F, also Erörterung, Leserbrief, Kommentar und so weiter“. Ihre Schüler fordern das Üben der Textsorten stark ein, weil sie Angst vor der Zentralmatura haben, schalten hingegen bei der Beschäftigung mit Literatur oft auf Durchzug („kommt eh nicht zur Matura“).

Im Hotspot der Migration plagen Michaela Kutscher indes niederschwelligere Sorgen. Ihre Schüler verste-

hen bei der Matura mitunter nicht einmal die Themen und Inhalte, über die sie schreiben sollen – und schaffen die Reifeprüfung dennoch.

EIN BEKENNTNIS ZU DEUTSCH IN WORT UND SCHRIFT

Für Österreich als Heimat einer speziellen Spezies der deutschen Sprache wünscht sich die Wiener Deutschlehrerin zweierlei: eine möglichst unideologische Problemanalyse und ein klares Bekenntnis, dass möglichst alle Jugendlichen mit dem Verlassen des Schulsystems Deutsch in Wort und Schrift gut beherrschen sollen und der Unterricht qualitativ aufgewertet werden muss. Andernfalls verkomme unser Deutsch zur reinen Verkehrssprache: Alle benützen sie, die meisten können sie aber nur kauderwelschen.

Um Michaela Kutscher und Caroline Holzmann dienstrechtliche Probleme zu ersparen, wurden ihre Namen geändert.

So wählt Oberösterreich seinen Landeshauptmann.

ÖVP ankreuzen

Ihre Vorzugsstimme

1
Liste Landeshauptmann Thomas Stelzer – ÖÖVP

 1. Thomas Stelzer

VON ADAXL BIS ZWUTSCHKERL

DAS WIENERISCHE – NACHRUF AUF EINE AUSSTERBENDE SPRACHE

ALEXANDER PURGER



*Du guada Himmelvoder,
i brauch ka Paradies.
I bleib vü liaba dodere,
weil mei' Wean für mi 's
Himmelreich is!*

Der notorische Nörgler Karl Kraus soll sich einst bitter über dieses Wienerlied beklagt haben, da er

es für unerträglich hielt, in einer Stadt leben zu müssen, in der sich „Vater“ auf „hier“ reimt. Was würde der Fackelträger der deutschen Sprache erst sagen, wenn er hören könnte, wie heute in Wien gesprochen wird: „Wo bist Du? Ich bin Schwedenplatz!“ Oder: „Was willst Du? Kebab mit alles“. Das ist die neue Sprache der Stadt.

Oder denken Sie an „Mahü“, den kommunalpolitischen Brunftschrei der Ära Vassilkou. Kein Wiener hat die Mariahilfer Straße je so genannt. Und haben Sie jemals einen Wiener gehört, der am Würstelstand seine Käsekrainer mit Brotscherzerl und Kremser Senf mit den Worten „A Eitrigge mit an Buckel und an Gschissanen“ bestellt hätten?

Das gibt's einfach nicht. Steht aber in jedem Reiseführer für Wien. Und wird daraus von wissbegierigen, am Lokalkolorit und den ulkigen Eingeborenen interessierten Touristen mühsam herausbuchstabiert. Eine Szene wie aus den „Letzten Tagen der Menschheit“: „Wien, Ringstraßenkorso, Würstelstande. Der Tourist: Na, juter

aufmascherln – aufmascha'ln: herausputzen, verschönern.

Blitzgneißer – blizgneissa (m.): Person mit raschem Auffassungsvermögen.

büseln – büsln: schlummern, schlafen, dösen.

Dirndl – diandl (n.): (Bauern-)Mädchen; Trachtenkleid; *weggehen wie s Dirndl vom Tanz*: ohne Erfolg zurückbleiben.

eineschlaifen – einesschligfm: hineinschlüpfen, hineinkriechen; *bei wem einesschlaifen*: sich einschmeicheln.

eingspritzt – eigschbrizd: angeheitert, beschwipst.

Fetzentandler – fäzzndandla (m.): Kleiderhändler; Lumpensammler.

gnä – gnä: (Kurzform von) gnädig; gnä Frau (oder Herr): Anrede an Unbekannte oder Kunden.

Grantscherben – grandscheam (m.): Griesgram.

Gschrapp – gschropp (m): Kind, Knirps.

Gspusi – gschbysi (n.): Techtelmechtel.

Haberer – hawara (m.): Freund, Bekannter, Kamerad, Kumpel; Geliebter; Mann.

Hadern – hodan (m.): Stoffabfall, Lumpen; Kleidung; hohes Tempo; (Musik) Hit.

Hammerln – hama'ln (n. pl.): Schuhe.

Holzpyjama – hojzpydschama (m.): Sarg.

hudeln – hu'ln: hasten.

Kokettierfetzen – kokätigfäzzn (m.): Stecktuch.

kommod – komot: bequem, gemütlich; umganglich, jovial; faul.

leiwand – lgwaund: ausgezeichnet, gut, vorzüglich.

Lercherlschas – legcha'schas (m.): Bagatelle.

Pahöl – bahö (m.): Tumult, Wirrwarr, Radau, Durcheinander.

Panier – banja (f.): Panade; Kleidung; Uniform. → Anserpanier – aansabanja (f.): beste Kleidung.

Pantscherl – bantscha'l (n.): Techtelmechtel, Liaison.

Patschacher – bodschgcha (m.): ungeschickter Mensch, Tollpatsch.

pomali – bomgli: gemächlich, langsam.

Pompfüneberer – bompfünäwara (m.): prunkvoll gekleideter Bediensteter der Wiener Bestattung.

Schmäh – schmä (m.): Scherz; Trick; Geschwätz, Umschreibung, Ausrede; vor allem aber eine spezielle Wiener Art des Sprechens, die niemals ganz ernst sein will und nichts auf direktem Weg anstrebt.

Spompanadeln – schbompana'ln (n. pl.): Unfug, Ausflüchte, Umschweife.

stierln – schdja'ln: stöbern, herumsuchen, in etwas stochern.

strawanzen – schdrawanzn: müßiggehen, streunen.

Tandler – dandla (m.): Händler, Ladenbesitzer; Trödler.

verplempern – fablempan: vertun, vergebunden, verjuxen.

Zniachtl – zniachdl (n.): schwächliche Person.

Zores – zores (pl.): Schwierigkeiten, Ärger.

Zwiderwuazn – zwiäduwazn (f.): Griesgram, Miesepeter; missmutige Frau.

Auszug aus dem Kleinen Wiener Wörterbuch, Herausgegeben von der Wirtschaftskammer Wien

Mann, dann jeben Se mir mal ne Aitriche mit an Buggel und an Gschisaaanan, aber 'n bisschen dalli, nich wahr?!" – Nein, das ist kein Wienerisch, was dieser *Pleampl* da spricht.

BUNTE LAUTVIELFALT BEGEISTERT DICHTER

Wienerisch ist etwas Anderes, etwas Besonderes, ein Sprach-Unikum, über das ganze Bücher geschrieben wurden. Sowohl Peter Wehles Klassiker „Sprechen Sie Wienerisch“ (Untertitel: „Von *Adaxl* bis *Zwutschkerl*“) als auch Hans Hauensteins Lexikon „Wiener Dialekt“ (Untertitel: „Von *Adabei* bis *Zwirnknäullerl*“) weisen übrigens darauf hin, dass das Wienerische uralte Wurzeln aufweist und dem Mittelhochdeutschen nahe verwandt ist, der Sprache der Minnesänger. Der Walther von der Vogelweide, des muass a Weaner gewest sein.

Sein moderner Nachfahr H. C. Artmann, der Dichterst fürst aus *Bradnsee*, schrieb in seinem legendären Gedichtband „med ana schwoazzn dintn“ die eindrucksvollen Zeilen:

*„i bin an ringlschbüübsizza
und hob scho
sim weüwa daschlong
und eanare gebeina
untan schlofzimabon
fagrom ...“*

Gut, Walther von der Vogelweide hätte den Beginn des Gedichts „*blauboad*“ vielleicht etwas minniglicher angelegt. Aber die Verwandtschaft zu seinem „Ich saz uf eime steine“ ist unverkennbar. Und wenn im Gebirge der „Oachkatzlschwoaf“ als sprachlicher Lackmустest für deutsche Touristen gilt, so liefert Artmann derartige Tests in Massen. Man nehme nur *qaqlschduazz*. Oder

bopöbam. Diesen Breitenseer Pappelbaum sollte man tatsächlich unter einen Quar-

gelsturz stellen, um ihn zu bewahren. Aber leider, das Wienerische ist am *umeschdee*.

Jetzt informieren und weiterbilden!

Die Donau-Universität Krems ist die führende öffentliche Universität für Weiterbildung in Europa. Mit innovativen Studienprogrammen begleiten wir unsere Studierenden auf ihrem individuellen Karriereweg.

info@donau-uni.ac.at | www.donau-uni.ac.at

Donau-Universität Krems.
Die Universität für Weiterbildung.

Ein Fall für den sprachlichen zentriert.

VIELE SPRACHEN IN EINER STADT

Warum das Wienerische so wech beisammen ist und auf der roten Liste der bedrohten Kulturtechniken steht, hat mehrere Gründe. Erstens haben es Dialekte heute überhaupt schwer. In einer Welt, in der ein jeder „young and urban“ und sprachlich wie gedanklich zentral erfass- und lenkbar sein soll, ist das Klein-Klein von regionalen Dialekten nur hinderlich. „Was soll das *Gschisti-Gschasti*?“, würden die Zentralplaner der Welt fragen, wenn sie denn Wienerisch könnten.

Nicht einmal in Österreich (oder schon gar nicht hier!) taugt das Wienerische zur allgemeinen Verständigung. Wenn schon ein Öztaler und ein Stubaiäer Altbauer einen Dolmetsch brauchen, würden sie einander in ihrem jeweiligen Dialekt anreden, was will man dann mit dem Wienerischen? Da würden ja alle Nicht-Wiener *krawutisch*. Von den innerstädtischen Unterschieden, zum Beispiel zwischen dem Döblinger und dem Meidlinger Wienerisch (Ja, dem mit dem berühmten L!), ganz zu schweigen.

Das (soweit erinnerlich) letzte Mal, dass ein Wienerischer Ausdruck in der österreichischen Politik eine Rolle spielte, war, als eine Abgeordnete aus Wien den damaligen Bundespräsidenten wegen dessen privater Eskapaden

und politischer Wendigkeit ein *Schlaucherl* nannte. Der Angesprochene, gebürtig aus Wien-Erdberg, wird den Ausdruck sicher verstanden und sich entsprechend gegifftet haben. Für Nicht-Wiener dürfte dieses Wort, das quasi eine Mischung aus *Zniachtl*, *Pülcher* und *Rotzpippn* bezeichnet, hingegen ein Buch mit sieben Siegeln geblieben sein.

EBENSO DEFTIG UND DERB WIE BLUMIG UND LEICHT

Ein weiterer Grund für das Siechtum des Wiener Dialekts ist sein schlechter Ruf. In den Weiten der Fernsehwelt gilt ja der vor sich hinstobende und grantelnde Edmund Sackbauer als der typische Wiener. Sie wissen: *Mei Bier is net deppat*. Oder: *Heast, Nudlaug!* Ungefähr zur gleichen Zeit, als der „Mundl“ entstand, trug auch Kurt Swinetz zum eher prekären Ruf des Wienerischen bei, indem er sehr frei nach Fried-

„*Olle Menschen samma z'wida,
i mecht's in de Gosch'n hau'n.*“

rich Schiller sang: *Olle Menschen samma z'wida, i mecht's in de Gosch'n hau'n*. – Dazu kann man als Wiener nur ganz *pomali* und mit den gepflegten Worten des heutigen Bundespräsidenten sagen: So sind wir nicht!

Schon, der Wiener kann grantig sein und mitunter ein bisschen überschäumend oder

sogar ausfällig. Schließlich ist er kein *Krischpindel*, *Krewecherl* oder *Krippplgspül*. Vor allem dem Fremden gegenüber lässt er seiner Zunge mitunter freien Lauf, man denke nur an die *Katzlmacher*, die *Tschuschen* und die *Marmeladinger* oder an die *Gscherten* insgesamt. Aber es wäre völlig falsch, das Wienerische auf derartige verbale Ausritte zu reduzieren. Die Sprache des Wieners kann auch ganz *dulli* sein und von anheimelnder Lautmalerei. *Tschundern* ist ein herrliches Wort für „Tempobolzen“, *Guglhupf* klingt unvergleichlich besser als „Irrenhaus“, nichts beschreibt ein Unruhe oder Probleme schaffendes Durcheinander treffender als ein *Pallawatsch*. Und ein Verhältnis ist nichts im Vergleich zu einem *Gspusi*.

Mit diesem letzten Hinweis ist das ewig Weibliche angesprochen, dem das Wienerische eine eigene Abteilung widmet, die allerdings nicht ganz unbedenklich ist. Bitte,

se Worte hier nur mit größter Mentalreservation und rein aus Chronistenpflicht wieder. Der politischen Korrektheit genügen sie keinesfalls. Deren Hütern steigen da jetzt sicher die *Grausbirn* auf. Das ist sicher auch ein Grund, warum es das vielschichtige, abgründige, schwerlich zentral zu kontrollierende Wienerische heute so *nidapegelt* ist. Was einen Wiener natürlich *magerlt*. Es ist halt ein *Gfrett* und ein *Gwirgs*.

UND ES REIMT SICH DOCH

Apropos: Einer der großen Minnesänger des Wienerischen war auch Josef Weinheber. In seiner Gedichtsammlung „Wien wörtlich“ finden sich die unverwüstlichen Reime:

„*War net Wien,
wann net durt
Wo ka Gfrett is,
ans wurd.
Denn des Gfrett
ohne Grund
Gibt uns Kern,
halt uns gesund.*“

Was a) erklärt, warum die bekanntlich in Wien ansässige Bundespolitik so ausschaut, wie sie ausschaut, und b) beweist, dass sich im Wienerischen auch „dort“ auf „entstünde“ reimt. Karl Kraus kriegt jetzt sicher die *Pockerlfras*...



Alexander Purger (Lp)

ist Redakteur im Ressort Innenpolitik der „Salzburger Nachrichten“ und stellvertretender Leiter der Wiener Redaktion.

DIE „DEUTSCHE“ SCHRIFT VON DEN NAZIS VERBOTEN

VOR 80 JAHREN WURDEN FRAKTUR UND KURRENT ABGESCHAFFT

GERHARD JANDL

Dieser Tage, konkret am 1. September, jährt sich zum 80. Mal ein kurioses Ereignis: Das Erziehungsministerium Nazi-Deutschlands verbot für die Schulen den Gebrauch der Kurrent-Schreibschrift (auch Sütterlin genannt), die bis dahin als „Deutsche Volksschrift“ gegolten hatte. Überdies schränkte es das Unterrichten der Fraktur-Schrift auf jenes Mindestmaß ein, das für das Lesenkönnen „bisheriger“ Bücher unvermeidlich war. Ein paar Monate davor, im Jänner 1941, hatte Hitler über seinen Büroleiter Martin Bormann die Verwendung der Fraktur für den Druck untersagen lassen. Laut Bormann handelte es sich bei der Fraktur nämlich um „Judenlettern“, welche über die von Juden besessenen Druckereien, Verlagsanstalten und Zeitungsvertriebe verbreitet worden seien. Ob das die heutigen Ewiggestrigen

wissen, die sich so gern der Fraktur bedienen?

„INTERNATIONALE“ ANTIQUA GEGEN „DEUTSCHE“ FRAKTUR

Doch wie kam es überhaupt zu solchen Entwicklungen? Am Ende des Mittelalters entstanden aus der europaweit gebräuchlichen karolingischen Minuskel verschiedene Schriftarten: Für den neuen Buchdruck zum einen die nach ihren gebrochenen Buchstaben benannte Fraktur oder „gotische“ Schrift, die jahrhundertlang im deutschen Sprachraum, aber auch in Skandinavien, im Baltikum und in Holland vorherrschend war. Zum andern die so genannte Antiqua – praktisch unsere heutigen Buchstaben, am bekanntesten die Type Times New Roman –, die man fälschlich den alten Römern zuschrieb (daher: Antiqua). Ab dem Ende des 19. Jahr-

469.

Schreibunterricht.

RdErl. d. RMWB. v. 1. 9. 1941
— E II a 334/41 E III, Z II a —.

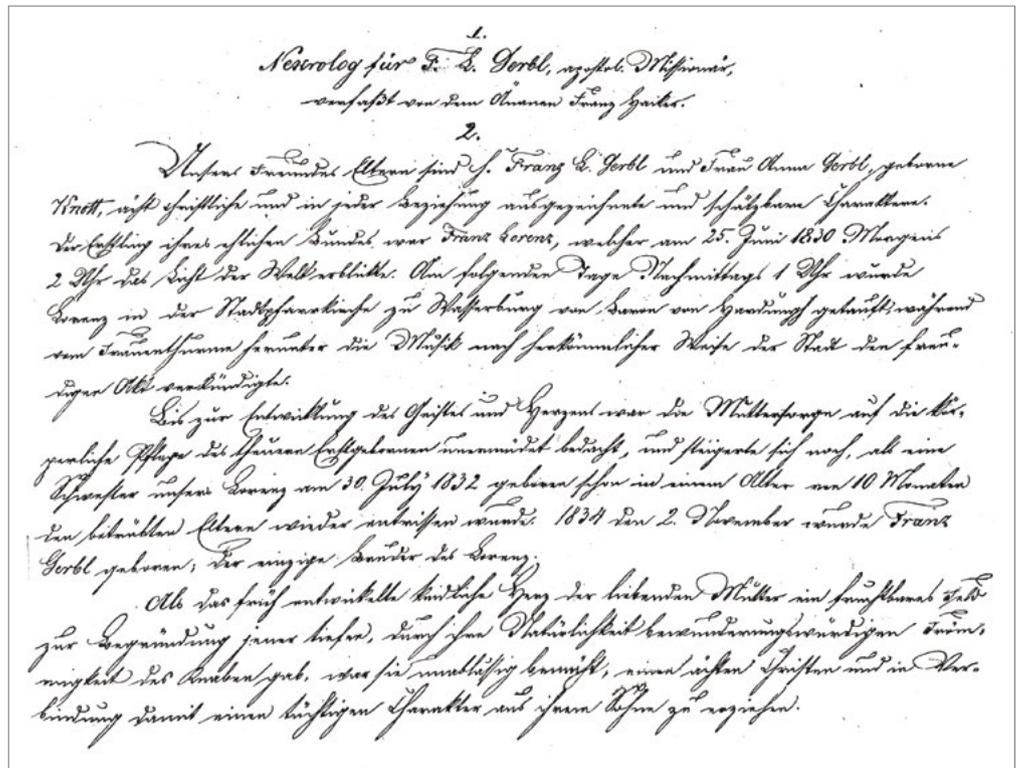
Künftig soll an den Schulen nur eine Schrift, die Normalschrift, gelehrt werden. Daraus ergeben sich für den Schreibunterricht folgende Anordnungen:

I. Das Ziel des Schreibunterrichts muß die Erreichung einer natürlichen, deutlichen, geläufigen und gefälligen Schrift sein, mit der zugleich eine Handschrift erreicht werden kann, die ein persönliches Gepräge trägt. Auf gute Flächenverteilung beim Schreiben ist Wert zu legen. Am Ende des vierten Schuljahres müssen die Kinder im Gebrauch der Schrift sicher sein.

Nach den Schreibübungen im ersten Schuljahr sind im zweiten, dritten und vierten Schuljahr innerhalb des Deutschunterrichts besondere Stunden im Schreibunterricht bereitzustellen; für die oberen Jahrgänge werden Schreibstunden nach Bedarf eingelegt.

II. Nach den einführenden Vorübungen hat die Schule im ersten Schuljahr die Richtformen der „Normalschrift“ als Ausgangsschrift nach beiliegendem Schriftentblatt für das Normal-Alphabet zu üben. In der Regel werden die ersten Schreibübungen in einer Rechtsneigung von 75 bis 80° zu erfolgen haben. Ein Abweichen davon ist dort zu gestatten, wo sich die Steillage zwanglos ergibt und die Geläufigkeit der Schrift dadurch nicht beeinträchtigt wird. Linksneigung ist zu unterbinden. Auch die gleichmäßige Strichstärke (Schnurzug) ist nicht als eine besonders charakteristische Eigenschaft der Schrift zu fordern. Wenn sich also Unterschiede in der Strichstärke bereits von Anfang an zeigen, so sind sie nicht zu unterbinden. Dem ersten Schreiben der Richtformen muß ein ausgiebiges Schreibturnen vorangehen.

Erlaß des Reichserziehungsministeriums zur Abschaffung der Kurrentschrift vom 1. September 1941. Kurioserweise ist der Erlaß in Fraktur gesetzt, was seit Jänner 1941 auf Hitlers Anordnung hin eigentlich zu unterbleiben hatte.



Klassisches Kurrent: Verbindungszeitung der Aenania München, Dezember 1857, mit dem Nekrolog auf ihren Gründer und Vater des katholischen Couleurstudentums, Franz Lorenz Gerbl.

hundreds stritt man darüber, ob man an der „deutschen“ Fraktur festhalten, oder ob man sich der weitverbreiteten Antiqua anschließen sollte. Einer der wichtigsten Proponenten der letzteren Überlegung war übrigens ein katholisch Korporierter, der KVer Mattias Linhoff. Das Untersagen der Fraktur 1941 hatte jedoch mit den Expansionsinteressen der Nazis zu tun: Für die internationale Verbreitung ihrer Propaganda war die allgemein lesbare Antiqua einfach zweckmäßiger. Dementsprechend jubelte Joseph Goebbels, dass das Deutsche mit der Umstellung nun wirklich Weltsprache werden könne. Und als sozusagen mainstreamgerechte Begründung eignete sich die angebliche „Judenlettern“-Herkunft der Fraktur hervorragend.

Ähnliches traf auf die Schreibschrift zu. Ab dem 16. Jahrhundert bürgerte sich Kurrent ein, wiederum vornehmlich im deutschsprachigen Raum, aber ebenso bei Skandinavien, Balten und Tschechen. Die Engländer und die Romanisch-Sprachigen hingegen bevorzugten die von den italienischen Humanisten entwickelte „lateinische“ Schrift. Bei der Kurrentschrift spielte die alte österreichische Verwaltung eine wichtige Verbreitungsrolle, und die zunehmende Verwendung von harten Metallfedern anstatt von Gänsekielen ließ sie kantiger und zackiger werden. Nicht umsonst heißt sie bei den Elsässern und Lothringern heute noch „Spitzdeutsch“. Ab dem Ersten Weltkrieg wurde in den Schulen des Deutschen Reiches die von Ludwig Sütterlin vereinfach-

te Kurrentschrift eingeführt, in Österreich blieb man bei der traditionellen, unter Kaiser Franz als „Amts- und Protokollschrift“ reglementierten Schreibweise. Hitler hatte wohl keine wirkliche Beziehung zur „deutschen“ Schreibschrift, er selbst verwendete eine nicht eindeutig zuordenbare Mischvariante.

NAZI-VERBOTE NIEMALS ZURÜCKGENOMMEN

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm niemand die Verbote der Nazis zurück, den Besatzungsmächten war die

Verwendung der Antiqua-Druckschrift und der „lateinischen“ Schreibschrift, weil leichter lesbar, sehr recht. Zumindest im österreichischen Schönschreib-Unterricht weiterhin geübt, verschwand Kurrent in den 60er- und 70er-Jahren de facto komplett aus den Schulen. Und so ist die alte Schrift zu einer Geheimwissenschaft mutiert, nicht selten wandern die Briefe unserer Groß- und Urgroßeltern, wandern wichtige Dokumente oder ganze Verbindungschroniken ins Altpapier, weil „das ja eh keiner mehr lesen kann“...



„WERTEUNION“ UND „ZWANGSSOLIDARITÄT“

HERBERT KASPAR

Mit 378 gegen 255 Stimmen votierten neulich sozialistische, grüne und liberale Abgeordnete im EU-Parlament für ein „Recht auf Abtreibung“. Ärzte, die aus Gewissensgründen die Tötung ungeborenen Lebens ablehnen, sollen demgemäß „wegen Verweigerung der medizinischen Versorgung“ strafrechtlich belangt werden. Dahinter stecken die gleichen Pressure-Groups, die angesichts der Migrationskrise mit dem Hinweis auf die „Werteunion“ den weiteren Zuzug aus vormodernen Gesellschaften propagieren und Länder, die hier zögerlich sind, der „Unmenschlichkeit“ zeihen.

Um welche Werte geht es also, und wer definiert sie? Die Gründerväter der EU wie etwa Adenauer (KV), Hallstein, de Gasperi, Schuman (UV), Bech, Monnet und Beyen waren christlich-soziale Politiker oder Unternehmer, die einen Wirtschaftsraum souveräner Nationen, ein „Europa der Vaterländer“ schaffen wollten. Jahrzehnte später scheiterte im Jahr 2004 im Zuge der Beratungen über die Präambel

für einen Verfassungsvertrag eine Bezugnahme auf die christlichen Wurzeln Europas am strikten Veto zweier Mitglieder – ein Offenbarungseid in Sachen europäische Werte und eine Schande.

Heute sind in Brüssel entschlossene Linkspolitiker am Werk, die gemeinsam mit einer Gruppe von weit nach links gerückten Christlichsozialen und „Liberalen“ zwar gerne von „Diversität“ und Vielfalt plaudern, zur „Gleichschaltung“ der Mitglieder aber auf Zentralismus und ständig wachsende Einheitsregeln setzen. Die Innenkommissarin Ylva Johansson fordert ungeniert: „Wenn ein Mitgliedsstaat unter Druck gerät oder eine höhere Anzahl von Migranten bewältigt werden muss, dann sollte ein Mechanismus der Zwangssolidarität auf Grundlage der Größe und der wirtschaftlichen Lage der einzelnen Staaten ausgelöst werden.“ Anstatt also die Grenzen der EU effektiv zu schützen, werden – wieder einmal – unrealistische Aufteilungsphantasien entwickelt.

Auch eine Art von Zwangssolidarität ist der „Wiederaufbaufonds“ (Welcher Wiederaufbau eigentlich? Wo sind die Zerstörungen wie etwa nach dem 2. Weltkrieg?) als ein irreführendes Mäntelchen für den – klar EU-rechtswidrigen – Einstieg in die Transferunion, in der die disziplinierten Länder die wirtschaftlichen Problemlöser alimentieren.

Aktuell sorgen auch eine Obergrenze für Barzahlungen sowie eine „Machbarkeitsstudie“ für ein EU-weites, allumfassendes Vermögensregister für Aufregung. Unter dem Vorwand der Bekämpfung der Geldwäsche geht es um die totale Eigentumskontrolle des gläsernen Bürgers über die bereits erfolgte Abschaffung des Bankgeheimnisses hinaus. Auch das Ende des Bargeldes steht bekanntlich ebenso zur Diskussion, wie das der geheimen Bankschließfächer. Das würde den

Zugriff klammer Staaten auf das Eigentum der Bürger wesentlich erleichtern.

Wie das funktioniert, hat EU-Profi Juncker schon 1999 verraten: „Wir beschließen etwas, stellen das dann in den Raum und warten einige Zeit ab, was passiert. Wenn es dann kein großes Geschrei gibt und keine Aufstände, weil die meisten gar nicht begreifen, was da beschlossen wurde, dann machen wir weiter – Schritt für Schritt, bis es kein Zurück mehr gibt“.

Von solch einer Union, in der politisch nicht oder nur sehr zweifelhaft legitimierte Technokraten mit Salamtaktik nivellierende Zentralisierungsprojekte vorantreiben, haben weder die Gründerväter noch die Bürger geträumt, die mit Blick auf Frieden und Wohlstand durch eine wachsende wirtschaftliche Integration hoffnungsvoll für einen Beitritt gestimmt haben.



Prof. Dr. Herbert Kaspar (Am)

war von 2001 bis 2013 Herausgeber und von 2013 bis 2015 Chefredakteur der ACADEMIA.

GESTREAMTE GRÜSSE VON ANNEGRET

„Der Österreicher unterscheidet sich vom Deutschen durch die gemeinsame Sprache.“ Dieser von Karl Farkas abgeänderte Satz Oscar Wildes beschrieb jahrzehntelang den sprachlichen Zustand zwischen Deutschland und Österreich – bis die Verbundesdeutschung über uns kam. Nun läuft man zum Abendbrot die Treppe hoch, wenn der Fahrstuhl schlapp gemacht hatte.

ALEXANDER F. S. PUTZENDOPLER UND WILHELM ORTMAYR



Mikhail Mishchenko – stock.adobe.com

Wer in Salzburg lebt, ist an einiges gewöhnt. Zum Beispiel daran, dass er in seiner Stadt jahraus, jahrein vielen Deutschen begegnet: Studenten, Touristen, betuchten Zuzüglern fortgeschrittenen Alters. Wenn aber mitten in der totesten Jahreszeit Horden von mutmaßlich deutschen Gören den städtischen O-Bus bevölkern, wird der Einheimische stutzig.

Gibt es neuerdings schon in der Unterstufe massenhaft Numerus-clausus-Flüchtlinge? Oder gehen deutsche Mädchen mit Schultaschen auf Klassenfahrt?

MIT DER PUBERTÄT KOMMT DIE PREUSSISCHE ZUNGE

Dem Wiener Anwalt bieten sich zeitgleich ähnliche Szenen. Die morgendliche Fahrt

mit der Elektrischen vom 13. Bezirk in die Innere Stadt führt vorbei an einem renommierten und geschichtsträchtigen Gymnasium. Im Straßenbahnzug sitzen daher zahlreiche Schulkinder aller Altersstufen. Wenig später eine Gerichtsverhandlung vor einem Wiener Landesgericht, bei der etwa zehn Jugendliche im Alter von 16 bis 18 Jahren als Zeugen ver-

nommen werden. In beiden Szenen ist der anwesende Autor der festen Überzeugung, sich in Gesellschaft von Jugendlichen Bundesdeutscher Provenienz zu befinden: Kein österreichspezifisches Vokabular, hörbare Idiomatik (*sogleich* statt sofort, *Stuhl* statt Sessel) sowie Zungenschlag. Sprachfärbung und -melodie sind unverkennbar der bundes-

deutschen Standardsprache zuzuordnen.

Und dennoch sind es waschechte Einheimische, die da täglich Bim, Bus und Bahn benützen. Hier geboren, hier aufwachsend, ohne bundesdeutschen Migrationshintergrund. Fast alle nunmehr „preusselnden“ Kinder und Jugendlichen wachsen in ihren Elternhäusern geprägt von österreichischer Standardsprache auf. Doch das Idiom beziehungsweise die im Alltag gesprochenen Dialekte der Eltern scheinen aktuell überhaupt keine Rol-

ren, sondern wenn sie gestanden sind, und sie verwenden mit großer Konsequenz auch in der Alltagssprache Imperfekt und Plusquamperfekt, machen dabei allerdings fürchterliche Fehler (*war gessen* statt *bin gessen*). Und selbstverständlich bleibt bei vielen Jugendlichen stets das etwas Gezogene des österreichischen Deutsch erhalten, im Wiener Westen zusätzlich das leicht Nasale.

Die an der Universität Salzburg tätige Linguistin Irma Kaiser beschäftigt sich seit Jahren mit dem Thema

„Die Heranwachsenden haben auf die letzte Schularbeit ne Drei bekomm', müssen in die elterliche Wohnung zwei Stockwerke hochlaufen statt hinaufzugehen, weil es keinen Fahrstuhl gibt, sie sagen nee statt nein, dufte statt toll und wollen im Urlaub an die See fahren.“

le mehr zu spielen. Die Heranwachsenden haben auf die letzte Schularbeit *ne Drei bekomm'*, müssen in die elterliche Wohnung zwei Stockwerke *hochlaufen* statt *hinaufzugehen*, weil es keinen *Fahrstuhl* gibt, sie sagen *nee* statt *nein*, *dufte* statt *toll* und wollen im Urlaub *an die See* fahren. Sie *haben gestanden*, nicht wenn sie geständig wa-

„Jugendsprache“. Ihr zufolge fußt die zunehmend bundesdeutsche Prägung der Standardsprache offenkundig auf mehreren Faktoren. Der wichtigste heißt Medienkonsum. Doch: Deutsches Fernsehen sieht man in Österreich schon seit über 30 Jahren. Schon davor hatten wir via Tourismus die *Tomaten*, die *Hefe* und die *Sahne* importiert.

Aber nie beschlich einen hörbar das Gefühl, dass nahezu alle Höheren Schüler Wiens oder Salzburgs aus Deutschland nördlich des Weißwurstäquators kommen.

VÖLLIG VERÄNDERTER MEDIENKONSUM

Medienkonsum als Erklärung meint also konkret: Digitalisierung. Breitband-Internet für alle zwischen drei und 103. Damit vollzog sich der (zumindest in der jugendlichen Bevölkerungsgruppe) flächendeckende Vormarsch der Sozialen Medien und der Streaming-Dienste. Synchrones und lineares Fernsehen hingegen spielt im Leben der Kinder und Jugendlichen kaum mehr eine Rolle. Dafür

konsumieren sie ihre Audio- oder Videoinhalte aus dem Internet selbstgesteuert als ihre Elterngeneration dies zu träumen gewagt hätte.

Die vorherrschende Dominanz des bundesdeutschen Sprachstandards ist bei diesem neuen Medienkonsum nicht zu unterschätzen. Tatsächlich lässt sich jederzeit beobachten, wie Kinder die österreichische Sprache der Familie erlernen und anwenden, doch ab dem Beginn des Medienkonsums, selbst wenn er gar nicht ausfunkt, immer rascher in die bundesdeutsche Zunge verfallen. Spannenderweise selbst dann, wenn die Kinder sich bemühen bei der familiären (österreichischen) Standardsprache

AV Astoria Druck
(1/4 87 x 116)



zu bleiben, um der einen oder anderen sanften Frotzelei der Verwandtschaft zu entgehen.

Was dabei auffällt: Nicht deutsche Dialekte fließen in die Jugendsprache ein (etwa das typische Berlinerische), es ist auch nicht der bekannte Slang in Deutschland lebender Migranten. Es ist weitgehend „Hochdeutsch“, mit eindeutig bundesdeutschem Akzent, was Sprachfärbung und -melodie betrifft. Wobei die Diskrepanz zwischen TV-Programmen und anderen gesprochenen Medien, wie etwa YouTube-Videos, deutlich wahrnehmbar ist. In letzteren wird, ob deren privateren Charakters, definitiv weniger auf saubere Aussprache, Grammatik und Verwendung der Standardsprache geachtet als etwa in Nachrichtensendungen, Filmen oder Podcasts, deren Sprecher hinreichend geschult sind.

Mit den Streamingdiensten dringen die Online-Medien auch in völlig neue Altersgruppen vor. Die Märchenkassette von früher kommt heute als Podcast von Amazon Prime daher: bestens gemacht, auch von der Handhabung her, mit teils wirklich hochwertigem Inhalt. Die

Kinder einer guten Bekanntheit (neun und knapp elf Jahre alt) streamen das für ihre Altersgruppe bereitgestellte Angebot völlig selbständig, nach Lust und Laune. Sie sagen jetzt zwar *Treppe*, *Müll-eimer* und *Abendbrot*, dafür kennen sie Annegret Kramp-Karrenbauer.

INSTAGRAM-POSERINNEN MIT HEIDI-KLUM-SPRECH

Eine Gymnasialprofessorin aus dem Süden von Wien berichtet, sie stelle die „Sprachveränderung“ deutlich stärker bei ihren weiblichen Schülern fest, ganz speziell bei der sogenannten „Instagram-Gruppe“. Je stärker auf dieser Plattform „kommuniziert“, also gepostet und „Schmollmund-geposed“ wird, je Social-Media-affiner die Mädchen seien, umso deutlicher die Sprachveränderung. Bundesdeutsch ist für sie offenkundig im Trend, etwas sexy und drückt hohe Affinität zur „Community“ aus. Demgegenüber würden Mädchen, die sehr ausgeprägten Hobbies nachgehen oder sehr engagiert in Vereinen sind, etwa beim Sport, der Musik, in der Pfarre oder beim Roten Kreuz, also Mädchen mit sehr bodenstän-

diger Offline-Sozialisation außerhalb der Schulclique, meist ihr herkömmliches Idiom sprechen. Burschen seien sowieso eher geneigt, bei ihrer Familiensprache bleiben, Jugendliche aus ländlichen Gegenden ebenfalls.

Diese Beobachtungen bestätigen gleich mehrere bekannte Erkenntnisse der Soziolinguistik:

- Urbane Jugendliche sprechen generell weniger Umgangssprache als früher, weshalb generell mehr standardnahes Sprechen zu hören ist. (Selbst die Floridsdorfer C-Schicht versucht sich heutzutage in etwas, was sie für „Hochdeutsch“ hält.) Das macht die urbane Jugend empfänglicher für „Bundesdeutsch“.
- Nahezu unbekannt ist das Phänomen der bundesdeutschen Jugendsprache in jenen Regionen, in denen (mitunter fast autochthone) Dialekte gesprochen werden, etwa im Pinzgau, in Teilen Kärntens, Tirols oder Vorarlbergs. Im Ländle etwa bestätigen Germanisten, man höre in allen
- Dass Mädchen sich generell stärker an überregionalen Normen orientieren, ist aus der Soziolinguistik durchaus bekannt, auch aus anderen Ländern, in denen jeweils ähnliche oder nahezu gleiche Sprachen gesprochen werden. Zumal wenn diesen Normen ein höheres Prestige zugesprochen wird.
- Der bundesdeutschen Standardsprache wird in Österreich sehr wohl ein höheres „Prestige“ beigemessen. Dazu kommt eine sich verändernde Einstellung junger Menschen zu Deutschland und zu „Nation“ ganz allgemein, so Germanistin Kaiser. Die vom Nachkriegsösterreich der Fünfziger- und Sechzigerjahre

so sehr bemühte Stereotype von Österreich als „Anti-Deutschland“ zieht nicht mehr recht (außer beim Fußball).

Nicht nur einmal wurden von den Autoren Diskussionen mit Kindern, Jugendlichen, aber auch Gleichaltrigen geführt, in welchen es um die Frage ging, welches Deutsch nun das „richtige“ sei. Mehrheitlich wurde die Auffassung vertreten, dass lediglich das Bundesdeutsche Deutsch „echtes Hochdeutsch“ sei, Österreichisch lediglich ein hässlicher Dialekt desselben. Die Österreichische Sprache wird also im Vergleich zur Bundesdeutschen als minderwertig angesehen. Dahinter muss jedenfalls ein Komplex stecken, sprachwissenschaftlich ist die Sichtweise nämlich Unsinn (siehe Kasten).

MEHR SELBSTBEWUSSTSEIN FÜR PARADEISER UND SCHMARRN

Besagter Komplex wirkt nicht selten hinein bis in Österreichs Schulen und Kindergärten. Etwa wenn die österreichische Standardsprache von Pädagogen als „falsch“ korrigiert und durch bundesdeutsche Ausdrücke ersetzt wird. Oder wenn Pädagogen selbst bundesdeutsche Ausdrücke wählen, in der Annahme, dass die österreichische Variante („der Fünfer“, „die Erdäpfel“) nicht standardsprachlich wäre. Inwieweit dies das alltägliche (außerschulische) Sprachverhalten der Kinder und

IDIOM? DIALEKT? WELCHES DEUTSCH DAS ECHESTE IST

Die Deutsche Standardsprache gliedert sich in zahlreiche Teilgruppen, die gleichberechtigt sind und in den jeweiligen Verbreitungsregionen (Schweiz, Deutschland, Österreich) grammatikalisch wie orthographisch richtig verwendet werden. Von dieser Standardsprache ausgehend haben sich im Laufe der Jahrhunderte Idiome herausgebildet, die nichts anderes sind als Sprechweisen. Die unterschiedliche Sprachmelodie und -färbung zwischen der Wiener Innenstadt und dem nahen Umland (im Kleinen) beziehungsweise zu Düsseldorf (im Großen) ist also nichts anderes als die jeweilige Idiomatik. Der Satz „heute scheint die Sonne“ klingt naturgemäß im Lavanttal anders als in Hannover. Nichtsdestotrotz sind Aussprache und Satzbau in beiden Fällen völlig richtig.

Vom Idiom zu unterscheiden ist der Dialekt, weil es bei diesem auch Änderungen in Wortschatz, Satzbau und Grammatik geben kann, welche dann tatsächlich zu „Fehlern“ im Vergleich zur Standardsprache führen können.

Jugendlichen beeinflusst, ist umstritten. Fest steht aber, dass das Thema „Verbundesdeutschung“ im Unterrichtsministerium längst noch nicht angekommen ist, was auch zahlreiche Lehrer und in der Lehrerfortbildung Tätige bestätigen.

Ein ähnliches Bild bietet die heimische Rundfunk- und Kunstszene. Kaum wird einer österreichischen SchauspielerIn drei Kilometer hinter Salzburg ein Mikrofon unter die Nase gehalten, piefkesert sie in selbiges, dass Paula Wessely im Grab rotiert. Ein besonderes Buhlschaftsphänomen? Birgit Minichmayr litt ebenso darunter wie Stefanie Reinsperger, die in den Himmel gelobte aktuelle Frau Jedermann Verena Altenberger schafft es

sogar, im regionalen Radio in ihrer salzburgisch gefärbten Muttersprache zu „frühstückstücken“, um anderntags im TV-Kulturjournal über ihre Bühnenrolle zu schwadronieren, als wäre sie eine aus Bochum stammende Genderprofessorin. Selbiges als Studiogast bei Barbara Stöckl, die es ebenso wie ihre ORF-Kulturkollegen nicht fertigbringt, angesichts des bundesdeutschen Gesäusels

die naheliegendste Frage zu stellen: „Frau Altenberger, haben sie ihre Muttersprache verloren? Oder beherrschen sie kein echtes, weiches, warmes Standarddeutsch österreichischer Färbung, für das sich weit größere heimische Schauspieler auch dann nicht schämen, wenn man sie in München, Berlin, Hamburg oder Zürich hören kann?“

Der ORF bleibt stumm. Er ergibt sich der soziolinguistischen Asymmetrie zwischen der österreichischen und der bundesdeutschen Standardsprache, deren Tempo mit beeindruckender beziehungsweise eigentlich bedrückender Geschwindigkeit zunimmt. Den Autoren ist völlig bewusst, dass Sprache einem steten Wandel unterliegt, welcher auch Abbild geänderter Realitäten ist. Eine hundertprozentige Richtungsänderung wird in schnelllebigen Zeiten wohl nicht passieren. Wünschenswert wäre ein Anstoß, auch aus der Kunst-, Medien- und Bildungswelt, die Schönheit und Eigentümlichkeit der Österreichischen Standardsprache nicht aufzugeben, sondern zu vermitteln und weiterzugeben.



Mag. Alexander F. S. Putzendopler (CI, Rd)

ist Rechtsanwalt mit Schwerpunkten des Vereins-, Immaterialgüter- und Wohnrechts und Autor zahlreicher Artikel zu einer liberalen Sicht auf die Gesellschaft.



Wilhelm Ortmayr (Lo, NdW)

arbeitet seit 34 Jahren im Bereich Journalismus und PR und ist Chefredakteur der ACADEMIA.

„EIN JOURNALIST MUSS WISSEN, WOVON ER REDET...“

Simon Varga, der neue Generalsekretär der Katholischen Medien Akademie (KMA) im ACADEMIA-Interview über das Verschwinden des Religiösen aus den Redaktionen, über journalistisches Handwerkszeug und die Einzigartigkeit seiner Institution.

LUCAS SEMMELMEYER



photokozyr – stock.adobe.com

Du bist der neue Generalsekretär der Katholischen Medienakademie, wie würdest Du Deinen Hintergrund beschreiben? Woher stammst Du, was hat Dich geprägt?

Ich bin aus Wien, geboren und aufgewachsen. Meine Familie stammt teils aus Oberösterreich, teils aus dem

Burgenland, was mich sozusagen erst zu einem „waschechten“ Wiener macht. Hier wurde ich schon früh kirchlich sozialisiert, habe die Volkshule Sankt Elisabeth der Schulschwestern besucht. Später dann wurde ich Mitglied der Mittelschulverbindung Donaumark und der AKV Aggstein im ÖKV. Mein erstes Studium war eigent-

lich Theologie. Und so saß ich bei Prof. Langthaler in der Vorlesung Metaphysik und war fasziniert. So sehr, dass ich mich dann gleich ganz der Philosophie widmete. Der bin ich dann auch treu geblieben und habe meinen Abschluss gemacht.

Und auch promoviert, aber nicht in Wien?

Genau, ich konnte bei Otfried Höffe in Tübingen schreiben, über den Begriff der Muße bei Aristoteles. Das war schon eine sehr bereichernde Erfahrung.

Wenn Du zurückblickst: Kannst Du eine Art roten Faden erkennen, der Dich zu Deiner neuen Tätigkeit geführt hat?



Dr. Simon Varga (DMW, Agg), Jg. 1981. Studium der Philosophie, Soziologie und der Alten Geschichte an den Universitäten Wien und Tübingen. Seit knapp 20 Jahren in der Erwachsenenbildung tätig, so u. a. an der Politischen Akademie, den Theologischen Kursen und als Lektor an der Universität Wien. Seit Juli 2021 ist er neuer Generalsekretär der Katholischen Medien Akademie.



Katholische Medien Akademie

Die KMA bildet seit 1978 Studentinnen und Studenten aller Studienrichtungen studienbegleitend zum „Journalismus als Beruf“ aus. In vier Semestern werden die Bereiche Print-, Radio-, TV- und Onlinejournalismus unterrichtet und das mit hohem praktischen Anspruch. Volontariate (durch die KMA vermittelt und gefördert) im Ausmaß von drei Monaten runden die Ausbildung ab. Nächster Kursstart ist zu Beginn des Sommersemesters 2022. Näheres ab 1. Oktober 2021 unter www.kma.at



Katholische Medienakademie

Ich denke ja. Erwachsenenbildung hat mich immer schon interessiert. Für die Aktion Leben war ich Referent für Bioethik. Da ging es vor allem um Begleitung und Entwicklung. In diese Zeit, so um 2005 herum, fällt auch meine Ausbildung zum Erwachsenenbildner. Mein erster Kontakt zur KMA ergab sich dann 2007, ich nahm am Grundkurs Print & Radio teil.

Nun leitest Du die KMA. Wie ging das vonstatten? Wurdest Du angerufen?

Nein, das war eine Bewerbung aus eigener Initiative. Natürlich wusste ich, dass Gerhard Tschugguel-Tramin (Merc) nach 30 Jahren als KMA-Generalsekretär aufhören wird. Dann habe ich

mir die Ausschreibung genau angesehen und festgestellt: Das Stellenprofil hat alles, was mir am Herzen liegt und zutrauen tue ich es mir auch. Also habe ich mich beworben.

Welche Aufgaben und Tätigkeitsfelder der KMA würdest Du in aller Kürze besonders hervorstreichen wollen?

„Das Herzstück unseres Angebots ist der Kurs „Journalismus als Beruf“, als viersemestrige studienbegleitende Ausbildung, offen für alle Studienrichtungen.“

Neben zahlreichen Kooperationen ist das Herzstück unseres Angebots der Kurs „Journalismus als Beruf“, als viersemestrige studienbegleitende Ausbildung, offen für alle Studienrichtungen. Es ist uns wichtig, dass Interessentinnen und Interessenten ein Fachstudium haben und zusätzlich in vier Semestern den journalistischen Beruf erlernen können. Die Be-

werbung läuft über ein Assessment Center. Es handelt sich um hochsubventionierte Plätze, für die es weit mehr Bewerber als freie Stellen gibt. Das Durchschnittsalter liegt bei etwa 25 Jahren und es kommen vor allem Studierende aus den Richtungen Jus, Theologie und Medienwissenschaften. Sie alle eint der Wunsch, als Journalist beruflich tätig zu sein.

Wie sah die Einarbeitszeit aus? Was macht Dir besondere Freude und was muss einfach getan werden?

Die ist noch im Gange, ich habe mit 1. Juli übernommen, das sind bislang 28 Tage. Der Sommer kommt uns da entgegen. Die Übergabe hat ausgezeichnet funktioniert

und Tschugguel-Tramin ist zum Glück nicht aus der Welt. Kardinal Schönborn (Rt-D) hat ihn in unserem Gespräch als „Generalsekretär i.R. – das heißt: in Reichweite“ bezeichnet, wofür ich dankbar bin. Besondere Freude macht mir die Arbeit am Curriculum unseres Kurses „Journalismus als Beruf“. Was ich früher als Mitarbeiter anzuwenden hatte, liegt nun in meiner Gestaltungsverantwortung und das ist eine sehr interessante Herausforderung. Was einfach getan werden muss, sind klassische Back-Office-Tätigkeiten.

Mit Gerhard Klein gibt es auch einen journalistischen Leiter. Wie unterscheidet ihr die Aufgaben?

Die journalistische Leitung ist ehrenamtlich. Gerhard Klein war lange Zeit Abteilungsleiter für den Bereich Wissenschaft und Religion im ORF und hat ein fabelhaftes Netzwerk. Er unterstützt in den Bereichen Journalistenkontakte, Akquise von Referenten, Supervision der hauseigenen Produktionen und Probemedien. Ich kümmerge mich vor allem um die Leitung des Büros, die Durchführung der Ausbildung samt Didaktik und den Kontakt zu den Diözesen. Auch sehr wichtig ist das Lukrieren von Drittmitteln geworden. Natürlich sind wir sehr dankbar für die Unterstützung der Kirche, mit der wir stabil rechnen können, aber wir müssen darüber hinausgehend einwerben.



Der journalistische Leiter der KMA, Gerhard Klein, mit Simon Varga.

Die KMA – mehr als Journalistenausbildung. Aber wozu brauche ich das konfessionell?

Konfessionell im engeren Sinn trifft die Sache nicht, weil wir bislang auch evangelische Christen aufgenommen haben und auch Andersgläubige sicherlich nicht deshalb abweisen würden. Wir sind aber klarerweise „katholisch-kirchlich“. Das ist eine Frage der Transparenz, zu sagen, wer und was man ist. Ich bin gern Katholik. Aber ich verstehe Deine Frage schon. Da muss ich ein wenig ausholen

und auch auf die Gründungsidee Bezug nehmen...

Das trifft sich gut, genau darauf wollte ich gerade zu sprechen kommen.

Die KMA wurde 1978 gegründet, als Reaktion auf das Ende der katholischen Pressevereine [sic]. Zwei Grundideen waren von Anfang an maßgeblich: Einerseits die Medienethik zu fördern, ein Reflektieren des eigenen journalistischen Tuns anzustoßen. Andererseits der schwindenden religionsjournalistischen Qualität entgegenzuwirken.

„Zwei Grundideen waren von Anfang an maßgeblich: Einerseits die Medienethik zu fördern, ... andererseits der schwindenden religionsjournalistischen Qualität entgegenzuwirken.“

Basiswissen über Religionsgemeinschaften musste neu vermittelt werden. Theologie als Rede von Gott und auch im Sinne religiöser Sprachfähigkeit war und ist in der Breite nicht mehr so vorhanden wie früher. Die publizierete Meinung der späten Siebziger Jahre kreiste um das Paradigma des Menschen als Material. Da wollte man dagegenhalten.

Und was hat sich seit Bestehen der KMA daran geändert?

Am Grundauftrag? Gar nichts! Unter meiner Leitung wird es ein Anliegen sein, Medienmitarbeitern kirchliches und religiöses Know-How noch besser zu vermitteln und zugänglich zu machen. Ich denke, dass im Gegenteil die Religionsressorts in den Medien nämlich seither noch mehr geschrumpft sind. Die Deutungshoheit der Glaubensgemeinschaften hat weiter abgenommen. Journalisten sollten aber auch da nach dem Warum fragen, nach der Innensicht forschen. Ein Journalist muss wissen, wovon die Rede ist, sonst kann er die Dinge nicht auf den Punkt bringen.

Journalismus als Versuch über Wahrheit? Das ist ein mutiger Anspruch. Was sagst Du Deinen Absolventen, wenn der Boulevard lockt, oder der Herausgeber anklopft, weil die Story die Finanzierung des Blatts gefährdet?

Das ist am Ende eine Frage der individuellen Ethik.

Diese Autonomie muss jeder selbst üben. Jedenfalls lernen sie bei uns, dass sich diese Frage überhaupt stellt, dass es hier um Abwägung von Gütern, um ethisch relevante Sachverhalte geht.

Begegnet Dir in der Arbeit mit jungen Journalistinnen und Journalisten eine gewisse Voreingenommenheit? Welches Kirchenbild bringen die jungen Menschen mit?

Den Teilnehmern ist immer klar, dass es sich um eine Organisation in Kooperation mit der Kirche handelt. Unser Selbstverständnis ist, dass das Handwerk vermittelt werden soll. Wer bei uns aufgenommen wird, bringt kaum negative Vorurteile mit. Neue Kontakte zu etablierten Journalisten führen oft zuerst zu einem Aha-Effekt, dass es so etwas wie uns gibt. Dann trifft man sich sehr rasch auf der professionellen, handwerklichen Ebene, auf der insbesondere Weltanschauliches kaum eine Rolle spielt. Was aber keinen Platz hat, das ist die Verwechslung von Journalismus mit gesellschaftspolitischem Aktionismus.

Aber ist nicht genau das das Geschäftsmodell mancher Medien und Journalisten, pardon Aktivisten?

Ja, aber das macht es nicht akzeptabel. Man muss sich reflektieren und deklarieren. Auch das lernt man bei uns. Zu Deiner Frage nach Voreingenommenheit: Interessant ist, dass Vorurteile manchmal innerkirchlich offenbar

werden. Manche nennen uns linkskatholisch. Ich verstehe erstens den Begriff nicht und zweitens nicht, wie man gerade uns so punzieren will. Schließlich geben wir ja keine Positionspapiere heraus oder äußern uns zur Kirchenpolitik.

Kirchenpolitik langweilt mich immer sehr rasch. Ein bisschen Nabelschau und Denkfaulheit ist beim Schubladisieren fast immer dabei.

Uns befasst sie einfach nicht. Diese versuchte Einordnung ist jedenfalls nicht nachvollziehbar.

Du leitest nun die Geschäfte einer bedeuteten kirchlichen Medieninstitution, stehst damit in der Öffentlichkeit. Wie wirst Du wahrgenommen? Wie gehst Du damit um?

Die üblichen Abendtermine sind in letzter Zeit ja entfallen. Das wird sich also weisen. Bislang war, wie schon erwähnt, das Echo größer als gedacht, auch im privaten Umfeld. Aber da war fast nur Freude und Begeisterung. Ich bin ein überzeugter, bekenntlicher Katholik. Daraus habe ich nie einen Hehl gemacht. Auch in meiner wissenschaftlichen Tätigkeit ist das bekannt und es hat mir nie geschadet, soweit ich weiß. Warum auch? Vernunft und Glaube widersprechen einander nicht.

Welche Veränderungen strebst du an, welche Arbeitsschwerpunkte nimmst



9-tägige Studienreise mit ÖCV-Reisen und Dr. Helmut Zehmann vom 28.4.-6.5.2022

Rund um die Masurische Seenplatte erleben Sie unberührte Naturlandschaften und die Sehenswürdigkeiten einer mehr als 700-jährigen Geschichte. An Bord der „Classic Lady“ haben Sie Gelegenheit, die Masuren von der Wasser- und von der Landseite her zu erkunden und die ostpreußische Küche zu genießen. Die beeindruckende Festungsanlage der Marienburg, die „Stadt des Kopernikus“ Frauenburg am Frischen Haff und die alte Hansestadt Danzig bilden den krönenden Abschluss der Reise. **Informationen und Anmeldung: Dr. Helmut Zehmann (Am)** Tel.: 0676/3045855, helmut.zehmann@aon.at



BIBLISCHE REISEN GMBH
Stiftsplatz 8, 3400 Klosterneuburg
Tel. 02243/35377-0, info@biblische-reisen.at
www.biblische-reisen.at

Du Dir für die nächsten Jahre

Bei allem Enthusiasmus muss man sehen, dass es sehr viel Bewährtes gibt, auf das man bauen kann. An manchen Schrauben möchte ich drehen, etwa in der Ausbildung bei uns. Die besteht aus den Segmenten Print, Radio, TV und Online. Besonders Letzteres gilt es auszubauen. Dann geht es mir vor allem noch darum, unsere Stärken zu stärken: Unser Alleinstellungsmerkmal ist das Betreuungsverhältnis, die Arbeit in kleinen Gruppen, die Form

des studienbegleitenden Angebots.

Was wünschst Du Dir für Deine Arbeit? Dinge, ohne die es nicht geht? Luxuswünsche?

Ich wünsche mir vor allem weiter viele interessierte Bewerberinnen und Bewerber. Auch ohne die Unterstützung der Diözesen und der Bischofskonferenz, auf die wir in Zukunft zählen können, wird es nicht gehen. Luxuswünsche? Bitte, gibt es auch: Einen größeren Seminarraum in der Innenstadt und ein erhöhter Werbeetat.



Mag. Lucas Semmelmeier (Rt-D)
ist Theologe und Religionspädagoge. Diplomarbeit zur Religionschrift Immanuel Kants. Er lebt und lehrt in Wien.

MIT GLEICH GEPRÄGTEN DAS SCHWEIGEN ÜBERWINDEN

Ein verstärktes politisches Engagement von Einwanderern christlichen Glaubens wäre von unschätzbare Bedeutung – nicht nur für die Integration, sondern auch zur Stärkung der österreichischen Identität als christliches Land. Ein eigener politischer Lehrgang für junge Menschen soll das ermöglichen.

SVETLANA KIM-PACHER



Brian Jackson – stock.adobe.com

Wer nach Österreich einwandert, denkt vielleicht nicht viel über Innenpolitik nach. Vielmehr dominieren im Alltag die täglichen Pflichten im Studium und der Arbeit. Man akzeptiert die in Österreich bestehenden Gesetze, Normen und Systeme. Sie sind unhintergehbare Prämissen – man fragt nicht, wie sie zustande kamen und wer eigentlich dahinterstand. Im eigenen

Freundes- und Familienkreis redet man möglicherweise kaum über all diese Themen. Am ehesten noch, wenn aktuelle Entwicklungen einen darauf stoßen, etwa eine Genderreform, die mit der Zeit verpflichtend wird, oder die Diskussion über die Legalisierung der Sterbehilfe in Österreich.

Vieles davon mag einen nicht direkt betreffen, doch als

Christ bemerkt man, dass gesellschaftliche Dynamiken das Leben der Menschen immer deutlicher beeinflussen und Gott dadurch in den Hintergrund gerückt wird. Man kann mitunter sogar spüren, dass einige Neuerungen nicht dem Gesetz Gottes entsprechen, aber im Alltag scheint man mit dieser Meinung in einer marginalisierten, einsamen Position zu sein. Die Folge: Man zieht

sich wieder in die Ohnmacht und Indifferenz zurück, redet darüber nicht, und sieht schweigend zu.

DAS ENDE DER „SPRACHLOSIGKEIT“

All dies änderte sich für mich schlagartig nach der ersten Begegnung mit den Teilnehmern und Gründern des politischen Empowerment Lehrgangs für junge Christen

mit Migrationshintergrund der Plattform Christdemokratie. Das Treffen, das von den Gründern Jan Ledóchowski (SO) und Caroline Hungerländer geleitet wurde, erfüllte mich mit großer Freude – denn ich merkte sofort, dass wir gleiche Werte teilten und von gemeinsamen, überkonfessionellen und überparteilichen Interessen ausgingen. Plötzlich sahen wir, dass wir doch nicht schweigend und machtlos zusehen müssen. Im Gegenteil, wir können selber mitreden, unsere Meinungen austauschen, sie im Dialog vertiefen und argumentativ ausbauen.

All dies geschieht nicht nur in Gruppendiskussionen unter den Teilnehmern

selbst. Bei Vorträgen und Führungen lernten wir zahlreiche Menschen in Spitzenpositionen kennen, die genau wissen, wie die rechtlichen, gesellschaftlichen und realpolitischen Mechanismen in Österreich funktionieren und konnten feststellen, dass sie dieselben Werte teilen wie wir. Auf dieser Basis konnte ich (wie viele von uns) zum ersten Mal mit bekannten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens auf Augenhöhe sprechen und erleben, dass meine Meinung doch keine marginalisiert-schweigsame war, sondern Teil einer kräftigen Stimme, die sich auch von aktiven christlichen Politikern nährt – sei es im Parlament, im Bundeskanzleramt, oder in den EU-Organen. Ich



Die Teilnehmer des ersten Empowerment Lehrganges.

erinnere mich etwa an eine Diskussion mit Bernhard Bonelli, dem Kabinettschef des Bundeskanzlers – sie begann mit einer interessanten, aber distanzierten Ausführung sachlicher Aspekte, aber sobald die Rede auf die persönliche Glaubensbiographie kam, fielen alle weltlichen

Schranken nieder: Wir alle fühlten einander so verstanden und so geistlich nahe.

KONTAKTE UND INHALTE, DIE UNMÖGLICH SCHIENEN

Wir, die wir als Migranten einst in eine gesellschaftlich schweigsame, geradezu

schallaburg

SEHNSUCHT
FERNE



AUFBRUCH IN
NEUE WELTEN

20.03. –
07.11.2021
SCHALLABURG





entmündigte Rolle geschlüpft waren, wir, die wir einst passiv alles hinnahmen, haben mit dem Lehrgang der Plattform Christdemokratie allmählich eine neue Sprache gefunden. Damit ist nicht nur (aber gewiss auch!) der Rhetorikkurs gemeint, den wir während des Lehrgangs genossen, und auch nicht nur (aber gewiss auch!) der Workshop über die effektive Nutzung von Social Media.

Wir lernten nun, dass wir nicht nur Pflichten haben, sondern auch Mitspracherechte, dass wir Gesetzesinitiativen nicht

einfach hinnehmen müssen, sondern dass man selber, in bloßen Gesprächen zu zweit oder in gemeinsamen Großkampagnen, die Gesellschaft grundlegend mitgestalten kann. All die Vorträge (sei es von P. Karl Wallner OCist. oder von Abg. z. NR Gudrun Kugler, sei es vom serbisch-orthodoxen Bischof in Wien Andrej Čilerdžić, oder vom Gewerkschafter Stefan Stöger) haben uns zu einem wahrhaften „Empowerment“ verholfen. Diese Erfahrung, nicht mehr stumm auf Pflichten bedacht zu sein, sondern im tieferen Austausch ge-

meinsame Werte zu artikulieren, entspricht den Versen des Korintherbriefs: „Ich habe

wissen, dass der, welcher Jesus, den Herrn, auferweckt hat, auch uns mit Jesus aufer-

„Ich habe geglaubt, darum habe ich geredet.“

geglaubt, darum habe ich geredet. Auch wir glauben und darum reden wir. Denn wir

wecken und uns zusammen mit euch (vor sein Angesicht) stellen wird.“



Dr. phil. Svetlana Kim-Pacher

stammt aus Usbekistan, Mitglied der CIG – Christlich Internationalen Gemeinde Wien und hat am Empowerment Lehrgang teilgenommen.

KURSE FÜR NEUCHRISTEN

Unsere Gesellschaft steht vor einer historischen Aufgabe. Während der Substanzverlust unserer christlich-jüdischen Werteordnung voranschreitet, droht dieses Sinnesvakuum von neuen, radikalen Ideen gefüllt zu werden, sei es eine neue laizistische postmodernistische Wokeness, deren Leugnung der Geschlechter einen realitätsverleugnenden Glaubensakt voraussetzt oder der (politische) Islam, der mit einer religiösen Strenge und Enge durchaus für viele einen Ausweg bieten kann. Als gläubiger Mensch, der sich politisch für eine Verwurzelung in unserer abendländischen Kultur einsetzt, fühlt man sich zuweilen wie zwischen Hammer und Amboss.

Die Lösung für unser Land liegt nicht so sehr in der Gegnerschaft zu schlechten Ideen, sondern in der Stärkung der eigenen Identität, um attraktive Gegenmodelle anbieten zu können. Angesichts der traurigen Leugnung der christlichen Wurzeln unserer europäischen Kultur durch einen großen Teil unserer Eliten,

hatten wir bei der Gründung des Empowerment Lehrgangs für junge Christen mit Migrationshintergrund durch die Plattform Christdemokratie die Vision, junge Christen aus Ländern wie Syrien, Ägypten oder Philippinen anzusprechen, die in ihrem Glauben und Werten europäischer sind, als so mancher autochthoner Österreicher.

Was diesen Menschen aber für ein Engagement in unserer Gesellschaft häufig fehlt, sind Systemwissen, die richtigen Netzwerke und durchaus auch das fehlende Selbstbewusstsein in dieser für manche noch neuen Heimat ihre Stimme zu erheben. All das wollen wir durch unseren Lehrgang ändern, wie unsere Teilnehmerin Svetlana Kim Pacher in nebenstehendem Artikel beschreibt.



Am politischen Empowerment Lehrgang der überparteilichen Plattform Christdemokratie können junge Christen (bis 35 Jahre) mit Migrationshintergrund teilnehmen. An acht Wochenenden lernen die Teilnehmer Grundlagen zu Geschichte, Politik, Religionen, Wirtschaft und Medien in Österreich und werden durch Rhetorik Trainer auf öffentliche Auftritte vorbereitet. Der nächste Lehrgang beginnt im Oktober 2021. Bewerbungen unter: <http://www.christdemokratie.at/lehrgang>



Jan Ledóchowski (SO)

ist Jurist, vierfacher Vater, Gründer und Leiter des politischen Empowerment Lehrgangs für junge Christen mit Migrationshintergrund. Er ist Sprecher für Christdemokratie der neuen Volkspartei Wien.

ALTER MESSRITUS – PRO UND CONTRA

GERHARD JANDL

So unbemerkt sie vom Großteil der Christenheit blieb, so sehr erregt sie die Gemüter der interessierten Katholiken: die Verordnung („Motu Proprio“) von Papst Franziskus vom 16. Juli mit dem Titel „Traditionis Custodes“. Damit hat Franziskus die Regelung seines Vorgängers Benedikt XVI. (Rup et al.) aufgehoben, der den Einsatz des alten Messritus als „außerordentliche Form“ des Gottesdienstes zugelassen hatte.

Worum geht es überhaupt bei dem Streit, der für die einen einer um des Kaisers Bart ist, für die anderen aber an den Grundfesten ihres Glaubenslebens rührt? Bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil wurde die katholische Messe in der Form gefeiert, wie sie vom Konzil von Trient 1570 festgelegt worden war, dem „tridentinischen“ Ritus. Trotz kleinerer Reformen – zuletzt von 1962, sozusagen vom Vorabend des Vaticanums – blieb sie im Wesentlichen 400 Jahre unverändert. Das Vaticanum hat die Messe grundsätzlich neu gestaltet: Verwendung der Landessprache statt Latein, aktive Einbeziehung der Gläubigen (die bis dahin nur passive Zuschauer gewesen waren), Einführung des Volksaltars, Priester zelebriert mit Blick zum Volk

statt mit dem Rücken zum Volk, Handkommunion im Stehen statt Mundkommunion im Knien, etc.

Manche Katholiken hingen aber der alten Form an, und etliche wanderten deshalb zur Bewegung von Erzbischof Lefebvre ab, die sich nach dem Vaticanum von der Kirche abgespalten hatte. Um jene wieder zurückzuholen, die eigentlich treue Katholiken waren und bloß die alte Messe haben wollten, hat Papst Benedikt 2007 im Motu Proprio „Summorum Pontificum“ festgestellt, dass der tridentinische Ritus nach dem 1962er-Messbuch niemals abgeschafft wurde und – unter bestimmten Umständen – weiterhin als „außerordentliche“ Gottesdienstform gefeiert werden darf. Das war auch durchaus erfolgreich, und wer die alte Messe besuchen wollte, konnte dies dort tun, wo sie halt gelesen wurde. Was sollte denn auch an einem Ritus falsch sein, der 400 Jahre lang der richtige war, wird von den Betroffenen gern argumentiert, weiß ÖCV-Seelsorger P. Antonius Philippsky (Kb) aus seiner Praxiserfahrung. Außerdem gelten in der katholischen Kirche ja ohnehin verschiedene Gottesdienstformen,



etwa jene der unierten Ostkirchen, der ambrosianische Ritus in Mailand oder jener Sonderritus, der 1988 für den Kongo zugelassen wurde. Dem Herrgott wird wohl herzlich egal sein, nach welchem Messbuch gefeiert wird, ist der Augustiner Chorherr Roman Foissner (BTR) überzeugt. Andererseits haben sich, wie Moraltheologe Günter Virt (Walth) zu bedenken gibt, unter dem Deckmantel des Messritus Gruppen gebildet, die die Errungenschaften des Konzils grundsätzlich in Zweifel ziehen, wie vor allem die den Katholiken nunmehr zugestandene Eigenverantwortung samt Glaubens- und Gewissensfreiheit, und damit versuchen, das Konzil insgesamt zu diskreditieren. Dies greift auch Franziskus auf, der in den Erläuterun-

gen zu „Traditionis Custodes“ schreibt, dass die Erlaubnis Benedikts die Überwindung des Lefebvre-Schismas bezweckte, diese seine Absicht aber von einigen „schwer missachtet“ wurde, um „Abstände zu vergrößern und Gegensätze aufzubauen, die die Kirche verletzen“, nämlich mit der Behauptung, dass das Vaticanum die „wahre Kirche“ verraten hätte. Deshalb hob Franziskus den Rechtsakt Benedikts auf, schaffte den tridentinischen Ritus de facto ab und lässt ihn nur mehr unter ganz, ganz eng gefassten Voraussetzungen und strengen Kontrollen zu. Für die einen eine willkommene Genugtuung, für die anderen eine unverständliche Einschränkung ihres Glaubensausdrucks. Die ACADEMIA hat zwei junge engagierte Cartellbrüder um ihre Meinung gefragt.

TRADITIONES CUSTODIS ALS DIENST AN DER EINHEIT

FELIX KRIEG

Die unter Johannes Paul II. und Benedikt XVI. (Rup et al.) viel beschworene „kindliche Treue“ gegen den Heiligen Vater wird – für viele Konservative – seit circa 2013 immer wieder auf neue Proben gestellt. So schwierig es für konservativ Glaubende oft war, so unmöglich muss diese Ergebung in den Willen des Summus Pontifex mittlerweile wohl jenen fallen, die man einem restaurativen Kirchenverständnis zurechnen darf. Sie feierten ihre Hochblüte im Zuge des Motu proprio Summorum Pontificum 2007 und konnten sich von da an päpstlich legitimiert als etwas ganz Besonderes erleben, nämlich als „außerordentliche“ Form des Römischen Ritus.

Das Außergewöhnliche scheint schlechthin das Wesensmal dieser zahlenmäßig wenig bedeutsamen, aber umso lauterer Gruppe zu sein, die ich durch manchen persönlichen Kontakt, aber auch durch ganz persönliche Anschauung der „außerordentlichen“ Form, etwa als Organist, kennenlernen

durfte. Die kleine, verschworene, fest glaubende Gemeinde, die Trutzburg im Trümmerfeld der Moderne, der rettende Fels in der Brandung der liberalen, säkularen Gesellschaft: Diese durch das II. Vaticanum längst überwundenen Kirchenbilder haften der „außerordentlichen Form“ an, verleihen ihr gewissermaßen einen foetor.

Ganz anders meine Erfahrung von Liturgie: Statt Enge Weite, statt Angst vor der uns umgebenden Welt Hinwendung zu ihr. Das Hineinragen der unabänderlichen Wahrheit in unsere Zeit, zu den Menschen unserer Zeit, mit den Mitteln unserer Zeit. Das beginnt nicht erst bei der Liturgiesprache, die selbstverständlich die Landessprache sein soll, wenn sie von den Gläubigen recht verstanden werden und in ihnen Frucht bringen soll. Das Missale des Hl. Paul VI. eröffnet den Gläubigen die Möglichkeit der aktiven Teilnahme, der sog. participatio actiosa und wahrer liturgischer Dienste. Wo der Gläubige in der vorkonziliaren Kleriker-

liturgie bloßer Zuschauer der heiligen Mysterien war, ist er nun selber aktiv Mit-Handelnder und Mit-Gestaltender. Die nüchterne Klarheit, die feierliche Schlichtheit, die ergreifende Aufnahme ältester gottesdienstlicher Traditionen, etwa im Schatz der eucharistischen Hochgebete, ist eine Bereicherung der Liturgie. So erlebe ich das, was oft fälschlich als „Neuer Ritus“ bezeichnet wird, allwöchentlich in meiner geistlichen Heimat, unserer schönen Dom- und Metropolitankirche St. Stephan und in den vielen Pfarren, überall in Wien, wo ich als Organist einen echt liturgischen Dienst ausübe und nicht nur „schöne Musik“ mache.

Nun höre ich aber sogleich die Stimmen meiner Kritiker, wenn sie einwenden, dass dies ja schön und gut sei, aber die Vorgaben des Messbuchs ja kaum eingehalten

würden, vielmehr „liturgischer Missbrauch“ wuchere. Unumwunden, dies mag es geben. Viele Gläubige, leider auch nicht wenige Priester, betrachten die Liturgie der Kirche als ihr Eigentum, über das sie verfügen, das sie nach Belieben verändern dürften. Dem ist keineswegs so. Wo das gesunde Bewusstsein herrscht, dass die Liturgie der Kirche stets im ganzen Erdkreis in ihrer einen Form korrekt und akribisch nach den Rubriken gefeiert, nicht nur Einheit abbildet, sondern diese Einheit auch mit, in und durch ihren Hohenpriester, Jesus Christus bewirkt. Wo sich die Kirche ihrer Einheit besinnt, ist die erneuerte Liturgie wahrlich „Quelle und Höhepunkt“ des geistlichen Lebens und führt die Seelen weder „direkt in die Hölle“, noch bringt sie ebenjene „in Gefahr“, wie manche Kritiker der erneuerten Liturgie keck behaupten.



Felix Krieg (Am)

ist Student ist Student und in mehreren Wiener Pfarren als Organist tätig, sowie an der Domkirche St. Stephan als Ministrant, Lektor und Kantor engagiert.

ALTE MESSE – LIFESTYLE FÜR MEIN SEELENHEIL

CHRISTOPH FISCHER

Gewisse Entscheidungen bereut man im Leben und andere trifft man einmal und weiß, dass sie richtig waren. So war es bei mir und der Hl. Messe im Ritus alter Zeiten. Vor Jahren die Entscheidung getroffen, nur mehr der Hl. Messe im „Alten Ritus“ beizuwohnen und nie bereut. Im Gegenteil! Warum? Ganz einfach: Weil ich darin alles finde um in der heutigen Zeit ganz und gar katholisch zu bleiben! Vere dignum et iustum est.

Außerordentliche Form – außerordentlich katholisch – außerordentlich schön. Die Messe im Ritus aller Zeiten, in der außerordentlichen Form des römischen Ritus, im tridentinischen Ritus, die Alte Messe, oder wie man auch immer zu ihr sagen möchte, ist für viele Jugendliche, Familien und auch mich in Wahrheit die neue Hl. Messe, die junge Hl. Messe. Warum übt diese Form eine derart große Anziehung aus? Weil in ihr die unverkürzte Wahrheit steckt. Man will das Schöne, Gute und Wahre und gibt sich nicht mit halben Sachen und reinen Äußerlichkeiten zufrieden. In der Alten Messe und

der Tradition findet man den vollständigen unverkürzten katholischen Glauben. Eine Liturgie, die zum vertieften Glauben führt und ihn stärkt. Eine Lehre, die wahr und unauswechselbar ist, Hoffnung im und für das Leben gibt und durch selbiges trägt und Priester, die den Glauben, die Sakramente und das Ewige Leben ernst nehmen und in der Hl. Messe wirklich noch als „alter Christus“ opfern wollen. Ich finde hier die sprudelnde Quelle gegen die staubtrockenen und ausgestorbenen Wüsten unserer Zeit.

Wer die Alte Messe besucht, hat die andauernden und von den kirchlichen Autoritäten meist gebilligten Liturgie-, Sakraments- sowie Sakramentalienmißbräuche und eigenmächtigen (wenn gleich vom 2. Vat. Konzil klar untersagten) Abwandlungen der liturgischen Texte sowie die egoistische Priesterzentrierung satt. Wer die Alte Messe besucht, ist kein Traditionalist, sondern in besonderer Weise der Zukunft und dem Ursprung und Ziel des Lebens zugewandt, nämlich Gott. Ich erfreue mich, sooft ich die Hl. Messe in der über-

lieferten Form besuche, an der „Atmosphäre des Heiligen“. Die Alte Messe ist natürlich kein Betätigungsfeld für Egoisten, Perfektionisten, vermeintlich sündenfreie Menschen und Toleranzromantiker, nein – im Gegenteil – in ihr wird die Jugendfrische der Kirche sichtbar.

Selbst Bbr. Papst Benedikt (Rup et al.) hat als Kardinal mehrmals zum Ausdruck gebracht, dass die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils „ein Fehlschlag“ war. Er schrieb sogar: „Ich bin überzeugt, dass die Kirchenkrise, die wir heute erleben, weitgehend auf dem Zerfall der Liturgie beruht, die mitunter sogar so konzipiert wird, ‚etsi Deus non daretur‘.“ Der Protestant Max Thurian von Taizé äußerte sogar später: „Nichts in der erneuerten Messe braucht den evangelischen Protestanten wirklich zu stören.“ Somit ist über den Novus Ordo Missae viel, wenn nicht alles gesagt. Was der Thomismus für die

Theologie darstellt, ist die Alte Messe und die Tradition mit ihrer Frömmigkeit für den guten katholischen Glauben.

Papst Benedikt sagt auch: „Was früheren Generationen heilig war, bleibt auch uns heilig und groß; es kann nicht plötzlich rundum verboten oder gar schädlich sein.“ Denn es geht um Gott selbst, nicht um säkulare Ideen einzelner Personen oder Rückschrittsbewegungen. Nicht wir und unsere Selbstverwirklichung sind in der Feier des Hl. Messopfers zentral, sondern einzig unser Heiland Jesus Christus ist im Mittelpunkt. Was kann dagegen ankommen? Maria 2.0? Faschingsmessen? Leibfeindliche Gender-Ideologien?

In großer persönlicher Dankbarkeit: Introibo ad altare Dei, ad Deum qui laetificat juventutem meam. Hoffentlich auch bis zur Jugend einst im Ewigen Leben. So ist es würdig und recht!



Christoph Fischer (Cp, Rt-D)

absolvierte ein Auslandssemester an der Päpstlichen Universität Hl. Thomas von Aquin in Rom. Er lebt und arbeitet in Wien und war 1. Vizevorortspräsident.

ERNEUT: STERBEHILFE

GERHARD JANDL



Die höchstgerichtlichen Entscheidungen zur Abschaffung der Strafbarkeit der Sterbehilfe lassen keinen gläubigen Menschen kalt. Das gilt natürlich ganz besonders für katholisch Korporierte und katholische Verbände. Die ACADEMIA hat dem Erkenntnis

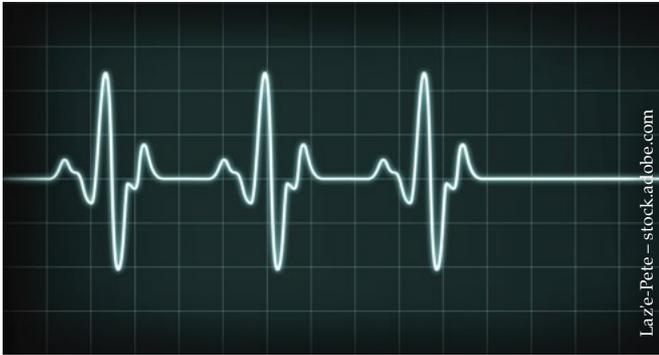
des VfGH vom 11. Dezember 2020 schwerpunktmäßig das Heft 1/2021 gewidmet, und die Stellungnahme der ÖCV-Verbandsführung im Dialogforum beim Justizministerium unter dem Titel „An der Hand, nicht durch die Hand“ in Heft 4/2021 abgedruckt. Zu dieser hat uns der

untenstehende – durchaus kritische – Leserbrief des Mediziners Prof. Claus Werning (Rd) erreicht.

FREITOD WEGEN LIEBESKUMMERS?

Der deutsche CV wiederum nahm das – ähnliche, aber in-

haltlich noch viel weiter gehende – Urteil des deutschen Bundesverfassungsgerichts vom 26. Februar 2020 (siehe ACADEMIA 2/2020) zum Anlass, sich mit dem assistierten Suizid in Form eines wissenschaftlichen Forums auseinanderzusetzen, das die CV-Akademie gemein-



sam mit weiteren katholischen Kollegien veranstaltete. Die Beiträge dieser Tagung, von großteils im CV beheimateten Theologen, Juristen, Philosophen und Mediziner, liegen nun in Buchform unter dem Titel „Würde, Tod und Heil“ vor, mitherausgegeben von der CV-Akademie.

Wie der CV-Ratsvorsitzende Claus-Michael Lommer (R-BI) in seinem Geleitwort betont, haben viele die tiefe Sorge, dass vom Verfassungsgerichtsentscheid ein bedenkliches und falsches

Signal an Menschen in kritischen Lebenssituationen ausgehen könnte. Auch wenn seine Befürworter stets auf verzweifelte und unheilbar kranke Patienten verwiesen, gehe das Urteil weit über diese Personengruppe hinaus. Es sei beunruhigend, dass eben nicht nur unheilbar Schwersterkrankte den assistierten Freitod wählen können, sondern auch tief verzweifelte Menschen – zum Beispiel Studenten, die in der Pandemie keine Universität, keine Kommilitonen, keine Professorinnen, keine Bun-

desbrüder treffen und die keine Zukunft für sich sehen, obwohl sie sich objektiv nur vorübergehend in Schwierigkeiten befinden. Soll etwa auch einem jungen Menschen, der an Liebeskummer leidet und deshalb sterben möchte, Beihilfe zur Selbsttötung geleistet werden, fragt Lommer. Wohin entwickelt sich eine Gesellschaft, die jegliches Leiden auszublenden versucht, die ein Leben mit Leid als wertlos betrachtet und die sofortige Lindereung durch assistierten Freitod unkompliziert anbietet?

Auf diese und ähnliche Fragen versuchen die Chefärzte Norbert K. Schöndorf (SId) und Ulrich Wedding (AIn), der Präsident des deutschen Bundesverwaltungsgerichts Klaus Rennert (UV), der ehemalige Bundesbankdirektor Hans-Günter Pfeifer (SId), der Chefredakteur der deut-

schen ACADEMIA und Pastoraltheologe Veit Neumann (Alm) u.v.a.m. Antworten zu finden.

Der Band „Würde, Tod und Heil“ (hg. von Norbert K. Schöndorf, Hans-Günter Pfeifer und Veit Neumann, ISBN 978-3-429-05651-3) kann beim Echter-Verlag Würzburg (info@echter.de) um € 15,- plus Versandkosten bezogen werden.



LESERBRIEFE

ACADEMIA 4/2021: LESERBRIEF ZU „AN DER HAND, NICHT DURCH DIE HAND“

Der österreichische Verfassungsgerichtshof hat den Strafbestand der Beihilfe zum Suizid für verfassungswidrig erklärt. Ein ähnliches Urteil hat das deutsche Bundesverfassungsgericht erlassen. Was nun zur Neuregelung der Urteilsfolgen die Verbandsführung des ÖCV beschlossen hat, ist aus meiner Sicht realitätsfern, rechtlich nicht haltbar und für die

betroffenen Patienten unzumutbar.

Wenn der Verfassungsgerichtshof die Suizidbeihilfe als straffrei deklariert, kann man nicht fordern, dass diese Hilfe weiterhin ein Strafbestand bleiben müsse. Völlig praxisfremd ist die Forderung nach einer Ethikkommission, zusammengesetzt aus zwei Ärzten, zwei Juristen, einem Psychiater, einem Pflege- bzw. Palliativverantwortlichen sowie einem Suizidberater, die eine endgültige Entscheidung über die Selbsttötung treffen soll.

Mit dieser Stellungnahme wird ein bürokratisches Monstrum aufgebaut, auf das sich ein Suizidwilliger niemals einlassen wird. Er wird eine einfachere Lösung suchen und sich an Ärzte im Ausland wenden, eine kommerzielle Sterbehilfe-Organisation in Anspruch nehmen oder sich auf oft grausame Art selbst umbringen. Diese sind keine akzeptablen Alternativen.

Man sollte in erster Linie an den suizidwilligen Menschen in der wohl schwierigsten Situation seines Le-

bens denken und anstatt eines immensen juristischen Aufwands mit Pflichtberatungen, Kommissionen und Dokumentationen Vertrauen in das oft langjährige Verhältnis zwischen Hausarzt und Patienten setzen, die zusammen mit der Familie ohne weiteres in der Lage sein werden, eine situationsgerechte und befriedigende Lösung zu finden.

Prof. Dr.med. Claus Werning
(ArF, Rd, et al.)
D-50226 Frechen/Köln

ACADEMIA 4/2021: „DIE VERBOTS- UND UMVERTEILUNGSPARTEI“

Cbr. Kaspar (Am) kann es nicht lassen, gegen grüne Politik und grüne Politiker zu polemisieren.

Man fragt sich, in welcher Zeit und in welchem Planeten lebst du? Siehst du nicht, was wir jetzt schon für Katastrophen haben durch die bereits eingetretene – menschengemachte (!) – Klimaänderung? Siehst du wirklich nicht, welche katastrophale Zukunft unsere Nachkommen erwartet, wenn wir so weiter machen mit Rohstoffverschwendung und Treibhausgasproduktion? Du sorgst dich stattdessen um das Wirtschaftswachstum – damit wir noch mehr unnützes Zeug produzieren und gleich wieder auf den Müll schmeißen.

Es gäbe vieles zu sagen über deinen Kommentar aber damit mein Brief nicht zu lang wird, greife ich nur die zwei Schlüsselwörter aus der Überschrift heraus.

1. Verbotspartei:

Hältst du es für möglich, dass eine Gesellschaft, ein Staat, ohne Verbote funktionieren kann? Meinst du, dass die Menschen von selbst aufhören werden mit umweltzerstörendem und ressourcenverschwendendem Wirtschaften ohne staatliche Lenkung und ohne Verbote? Sind Verbote generell ein Übel?

Denken wir nur an eines der ältesten Gesetzestexte der Menschheit, den Dekalog. Sieben der zehn Absätze betreffen das Zusammenleben der Menschen und davon wiederum beginnt sechs mit „du sollst nicht“ (d. h. Verbot!). Was also soll es, so zu tun als hätten (nur) die grünen

Politiker das Instrument des Verbots erfunden und dann dagegen zu polemisieren.

2. Umverteilungspartei:

Das ärgert mich ganz besonders: Du polemisierst auch gegen eine „Kindergrundsicherung“. Ja, vermutlich weiß noch niemand wie das genau ausschauen soll. Aber – ist es nicht eine Schande, wie unsere Gesellschaft, die in Summe so unglaublich reich ist, alleinerziehende Eltern (meist Frauen) und ihre Kinder am

Rande von existenzieller Not allein lässt?

Und – wäre das nicht ein Denkansatz, um jene Schande aus der Welt zu schaffen?

Ich finde es einfach beschämend, wenn in der Zeitschrift einer NGO, die sich ausdrücklich zum Christentum und ihren Werten bekennt, gegen die Forderung nach mehr Solidarität mit den Schwächsten polemisiert wird.

Ao. Univ. Prof. Dr. Balder Ortner
(BbW), 8700 Leoben



Andreas Unterberger

Das ganz unkorrekte
Tagebuch zu Politik,
Wirtschaft und Gesellschaft

Österreichs meistgelesener
Internet-Blog:

www.andreas-unterberger.at

REZENSIONEN

DIE SELBSTGERECHTEN

Herbert Kaspar (Am)

Die 1969 in der DDR geborene Sahra Wagenknecht trat als Zwanzigjährige im Wendejahr 1989(!) in die SED ein. Als prononcierte Marxistin fiel sie damals nicht nur durch ihre positive Haltung zum Stalinismus auf, sondern auch zur Diktatur in Kuba. Nach einer bemerkenswerten Karriere in den Nachfolgeparteien PDS

und „Die Linke“ erklärte sie 2019, wegen Burnouts nicht mehr für den Parteivorsitz zu kandidieren, wurde aber in einer Kampfabstimmung zur Spitzenkandidatin der Linkspartei für die heurigen Bundestagswahlen in Nordrhein-Westfalen nominiert. Seit Juni 2021 hat sie allerdings ein Parteiausschlussverfahren wegen parteischädigenden Verhaltens am Hals, Grund dafür: das Buch „Die Selbstgerechten“, das

sich hartnäckig in den Bestseller-Listen hält. Die Dame ist lern- und wandlungsfähig; das konnte man schon bei ihrer Kritik an der Merkelschen Flüchtlingspolitik erkennen.

Das Werk ist eine brillant geschriebene und kenntnisreiche Abrechnung mit der „Lifestyle-Linken“, die sich gerne selbst als „linksliberal“ bezeichnet. Für Wagenknecht, die diese Bewegung



bestens kennt, sind diese Linksliberalen „genau besehen weder links noch liberal“ und müssten eigentlich dank ihrer Intoleranz „Linksilliberal“ heißen. Die Autorin versteht ihr Buch denn auch als ein „Plädoyer für eine liberale, tolerante Linke“, was wohl etwas naiv ist, denn „links“ und „liberal“ sind wohl einander ausschließende Begriffe. Diese Lifestyle-Linken sind heute Parteien des urbanen Akademikermilieus, die mit der traditionellen Linken, die „die Unterprivilegierten, die Menschen mit geringen Bildungschancen und weniger Einkommen vertreten hat“, nichts mehr gemein haben. Damit erklärt sie auch, warum die Linke in praktisch ganz Europa eine Talfahrt erlebt, weil sie – an den „einfachen Menschen“ vorbei – die falschen Themen besetzt: in der Migrationsfrage, im „identitätspolitischen Spuk um Diversity und Frauenquoten“, in der Cancel Culture, mit immer mehr Denk- und Redeverböten oder in der Umweltpolitik, wo sie den „Schlüssel für eine umweltverträgliche Ökonomie“ nicht in „Anreizen für Verzicht, sondern für wirtschaftliche Innovation“ sieht – das könnte auch von Sebastian Kurz sein. Und sie steht für ein Europa souveräner Nationalstaaten.

Ihr ökonomisches „Gegenprogramm“ kann weniger überzeugen, aber ihre prickelnden Formulierungen machen das Lesen der gescheiterten Analysen zu einem Vergnügen – sollte Pflicht-

lektüre für die Drozdas, Van der Bellens, Hebeins und Krispers sein.

Sahra Wagenknecht:

**Die Selbstgerechten
Mein Gegenprogramm – für
Gemeinsinn und Zusammenhalt**

Campus Verlag
ISBN 978-3-593-51390-4

**DEMOKRATIE BRAUCHT
MEINUNGEN**

Herbert Kaspar (Am)

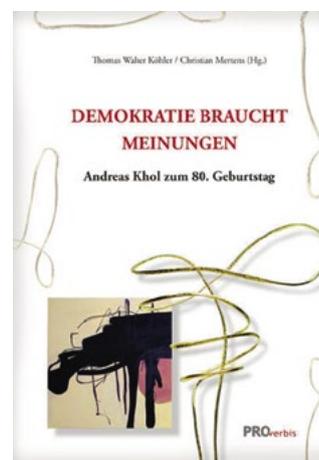
45 Autoren – darunter 13 CVer/MKVer (Jandl (Kb), Dürr (Alb), Obwexer (Le), Mertens (DMW), Zögernitz (BbW), Poier (BbG), Ofner (Walt), Jurka (Walt), Sobotka (Rd), Sandgruber (Am), Schausberger (Rp), Zakostelsky (Cl), Mazal (NbW)) – legen auf 544 Seiten eine Festschrift zum 80. Geburtstag von Andreas Khol (R-B) vor. In sechs Abschnitten werden die wichtigsten Arbeits- und Interessenbereiche des Jubilars behandelt: die Integration Europas, Fragen der Demokratie und ihrer Institutionen, Grundrechte und Minderheitenschutz, Fragen zu Anforderungen an Parteien – insbesondere zur Christdemokratie, Geschichte und Erinnerungskultur sowie aktuelle Fragen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Hier wird jeder politisch Interessierte etwas finden.

Näheres über den Menschen und Politiker Andreas Khol erfährt man in einigen persönlichen Essays von Wolfgang Schüssel, Paul M. Zulehner oder des Ex-CDU-

Ministerpräsidenten Bernhard Vogel, dem wir etwa eine launige Beschreibung des eher konfliktbeladenen Verhältnisses des damaligen Generalsekretärs der Europäischen Demokratischen Union (EDU) zum damaligen deutschen Bundeskanzler und Fast-Namensvetter Helmut Kohl verdanken. Dieser bezog 1995, als es um die Nachfolge Erhard Buseks als ÖVP-Chef ging, eindeutig Partei: „Wenn der Andreas Khol gewählt wird, dann komme ich nicht mehr jedes Jahr nach St. Gilgen! Nehmt den Schüssel.“ Und so kam es bekanntlich auch und es entwickelte sich auch eine starke politische Weggemeinschaft zwischen Schüssel und Khol, die eine tragfähige Basis für die Wenderegierung 2000 bilden sollte. Damit wurden die eingefahrenen Pfade der sklerotischen „Großen Koalition“ verlassen und innenpolitisches Neuland beschritten. Wolfgang Schüssel nennt Khol heute einen „Felsen in der Brandung einer unruhigen, richtungslos gewordenen Zeit und Welt“ und dieser ist heute – wie er in Interviews anlässlich seines Geburtstages immer wieder

betonte – ein prononcierter Unterstützer der derzeitigen Koalition, weil er an die streitbare Demokratie glaubt, an den Wettstreit von Ideen und Meinungen.

Der Verlag bietet die Möglichkeit zum Bezug des Buches um € 25,- statt regulär € 35,-, im Fall einer Sammelbestellung durch das ÖCV-Sekretariat. Interessierte wenden sich an das Sekretariat unter office@oecv.at, bis spätestens 15. Oktober 2021.



Thomas Walter Köhler /
Christian Mertens (DMW) (Hg.):
Demokratie braucht Meinungen
Andreas Khol zum
80. Geburtstag
PROverbis e.U.
ISBN 978-3-902838-44-5

BILDQUELLENVERZEICHNIS:

Cover: Duden (Innen- und Außenansicht): Felix Krieg, Grammatik: Marco2811 – stock.adobe.com, Innenseite Buch „Wienerisch“: Isabella Drechsler, Österreichisches Wörterbuch: Sebastian.Dietrich – eigenes Werk / 35. Ausgabe 1979 / https://commons.wikimedia.org/wiki/File:ÖWB_Auflage35.jpg#/media/File:ÖWB_Auflage35.jpg / CC BY-SA 3.0

S. 11: Kalligraf – eigenes Werk / „Duden, Band 1, 27. Auflage, Berlin 2017“ / https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Duden,_Band_1,_27._Auflage,_Berlin_2017.jpg#/media/File:Duden,_Band_1,_27._Auflage,_Berlin_2017.jpg / CC BY-SA 4.0

S. 19: BFF – Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung des DIPF / Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung – 7.1941. (1941).

S. 33: Joachim Specht – eigenes Werk / „Tridentinische Messe, Diözese Speyer (2009)“ / https://de.wikipedia.org/wiki/Tridentinische_Messe#/media/Datei:Generalvikar_Dr._Weis_1.JPG / gemeinfrei

Denk ausgezeichnete
Beratung auch
in besonderen
Zeiten.



Danke an unsere
Kundinnen und Kunden!

Denk



Beratung
per Klick,
per App,
persönlich.